Neujahrs-Blatt

von der

Bürgerbibliothek zu Winterthur.

Auf das Jahr

1861.

Zweiundzwanzigstes Heft.

Die Chronik

des

Minderbruders Johannes von Winterthur.

III.

Winterthur,
gedruckt in der Ziegler'schen Buchdruckerei.



August Corrodi, gez. 1860. Druck bei J. Reinhart.

Die Pest in Winterthur im März 1328.

In dieser Zeit war auch ein Schloß im Elsaß, genannt Schwanau, am Rheine gelegen [1]), ungemein fest, das von Alters her bestanden hatte. Es war ein festes Raubschloß, soviel es hierauf ankam, weil es mit Mauern und Gräben wohl umwallt und befestigt war, in die der Rhein fortwährend hereinfloß und sie bis oben auf anfüllte. Ueberdies umschlossen es Moorland und tiefe Sümpfe von allen Seiten und hielten den Andrang der Feinde ab. Und es war ein Haus des Raubes und, was noch schlimmer ist, des Raubmordes, der beständig darin begangen wurde. Sie lauerten nämlich den Handelsleuten und Andern, die den Rhein hinunterfuhren, auf und brachen, wenn sie ihnen nahe waren, aus ihren Verstecken hervor, kamen an das Rheinufer und zwangen sie mit ihren ausgespannten Geschützen und den darüber gestellten Geschoßen zu landen. Sie warfen dieselben in den dunkelsten Thurm; sie nahmen ihnen, wenn sie ihnen durch Hunger und des Kerkers Unflath und durch verschiedene andere Qualen, durch Drohungen, Schrecknisse, Erpressungen das Eigenthum abgedrungen hatten, auch das Leben [2]). Das war dem ganzen Lande offenkundig und flößte daher allen Vorüberfahrenden Schrecken ein. Obgleich es den umliegenden Städten und Herren und Gewalten klarer als das Licht bekannt war, übergingen sie es doch und wagten nicht, eine so mühsame, gefahrvolle und schwierige Sache anzugreifen. 1333, August.

Zuletzt aber, als es sich traf, daß viele Städte des deutschen Reiches sich verbündet hatten, belagerten sie das genannte Schloß, das damals seine Bosheit in allzu gehäuftem Maße übte und seine schlechten Wege unerschrocken wieder einschlug, einmüthig mit starker Hand und aufgehobenem Arm, indem sie alle andern Geschäfte aufgaben, im Sommer viele Tage lang, weil die Bewohner des Schlosses sich tapfer hielten und mit Maschinen und Geschützen, mit Steinen auch und auf andere Arten, wie sie nur konnten, Widerstand leisteten. Die Städte aber belagerten das Schloß unermüdet nach Kräften und Künsten, außer der ihnen vom Himmel her geleisteten Hülfe. Denn so lange sie dort blieben, war fortwährend das heiterste Wetter und war nicht nur eine gewöhnliche heitere Witterung, vielmehr entstand aus der Sonne andauernden Hitzen und Gluthen ein Brand, der das Wasser in den Gräben,

---

[1]) Auf dem linken Rheinufer, etwas oberhalb Straßburg. Das Schloß gehörte dem Freiherrn von Geroldseck und war als ein berüchtigtes Raubnest allen Schiffen ebenso gefährlich als allen Schiffern verhaßt. Es eigenthümlich, daß man später diesen Namen ganz irriger Weise auf die Burg Lowerz im lowerzer See des Kantons Schwyz übergetragen und dadurch eine Verwechslung veranlaßt hat, die bis auf den heutigen Tag hängen geblieben ist. Vielleicht sollte Lowerz von jenem Mädchenraub als zweites „Schwanau" bezeichnet werden?

[2]) Tschudi sagt: Es wurdend die Koufflüt von Straßburg, Basel, Zürich und andrer Stetten vast daruß geschädiget, dann wer den Rhin uff oder ab fur, uff dem Wasser oder über Land, der must sich vor der Vesti entsitzen; Diser Herr von Geroldsegk was ein tyrannischer Herr, ließ offt sine Gefangne in Gefängknuß Hungers sterben, daß si das stinckend Höw oder Strow, so in Kerkern was, vor Hungers-Not assend.

die Feuchtigkeiten im Moorland ganz ausschöpfte und austrocknete, daß sie mit den Sturmböcken die Mauer erbrechen und auf jede andere Weise das Schloß angreifen und bedrängen konnten. Weßhalb sie im Schlosse sagten: „Gott streitet für sie!" [1]) Denn wie einmüthig die Leute auch handelten, wenn regnerische Witterung eingetreten wäre, hätten sie das Schloß vielleicht nie eingenommen. Ich habe von vielen, die es sahen, gehört, daß die einzelnen Städte dort ihr Lager von andern abgetrennt und ihre Fahnen von den andern unterschieden hielten, so daß es den Zuschauern einen schönen und ergötzlichen Anblick gewährte. Außerdem habe ich erfahren, daß sie mit ihren Maschinen Steine vom größten Gewicht fortwährend an das Schloß losschnellten, wodurch die Fügungen der Mauern erweitert und deren Zusammenhang zerbrochen wurde. Dazu erdachten sie, was befremdlich zu sagen und von vergangenen Jahren her selten oder nie gehört worden ist, geschickt und schlau zu ihren Maschinen ein schmutziges und häßliches Geschäft, daß sie nämlich aus den benachbarten Orten auf Karren und Wagen in großer Menge Menschenkoth herführen ließen und denselben durch die Maschinen wetteifernd in das Schloß warfen. Dadurch fing im Schloß ein so unerträglicher Gestank an aufzugähren, daß sie ihn nicht mehr ertragen konnten und in der Furcht, erstickt zu werden, verzweifelten; denn nichts brachte über sie eine so große Belästigung. Deßhalb wurden sie, in großer Bestürzung darüber und gewaltiger Bedrängniß, genöthigt, den Auswärtigen zu weichen und nach langem Gegenkampfe auf das Schloß zu verzichten. Das Schloß wurde daher genommen und die darin getroffenen Räuber und Plünderer und deren Verbündeten und Begünstiger, die das Schloß vertheidigt hatten, mit Ausnahme von Wenigen, welche aus vornehmem Geschlechte stammten, denen deßhalb Rechnung getragen wurde, mit der Abschlagung von ungefähr 60 Köpfen ausgetilgt. Der Meister ihrer Maschine aber wurde wie ein Stein auf die Maschine gelegt und in die Höhe geschleudert, und auf die Erde niedergeworfen zerplatzte er und seine Eingeweide spritzten auseinander. Und so ist an ihm das Wort des Weisen bewahrheitet worden, der sagt: „Worin Jemand sündigt, darin wird er auch gestraft werden." [2]) Es heißt von ihm, daß er des Todes Schuld eher bezahlt hatte als er auf die Erde herabgestürzt war. Das Schloß aber wurde geschleift und in Staub verwandelt, und durch ein strenges Verbot Vorsorge getroffen, daß es nicht wieder erbaut würde. Und so wurde das unschuldige Blut an ihnen gerochen und der Weg, früher gefahrvoll, für die Vorüberfahrenden sicher gemacht.

1332, 24. Juni. Ferner brach um diese Zeit ein Krieg aus zwischen dem Grafen von Kyburg und den Bürgern von Bern. [3]) Als sie auf einem Felde aneinanderstoßen wollten, standen die Berner mit den Solo=

---

[1]) Darüber führt Tschudi den Freiherrn selbst so an: Es was aber allein ein Sodbrunnen in der Vesti, der was ertrochnet, und als kein Regen wolt kommen, sprach der Herr von Geroldsegk, des die Vesti was: „Ich sich, daß Gott mit mir krieget, dem ich nit vermag ze widerstan, und will mich an Ine ergeben."

[2]) Buch der Weisheit 11, 17.

[3]) Genauer gesagt ist es der sogenannte Gümmenenkrieg, nach Tschudi von einem Schloß, das ein savoyischer Graf gegen Rudolf von Habsburg angelegt und custodiam genannt hatte, „ze tütsch Gouminen und ein Stettli dabi" — jetzt noch Groß= und Kleingümmenen an der Straße von Bern nach Murten. Im Gümmenenkriege treten die Parteien und ihre Interessen mannigfaltig verflochten auf. An der Spitze der einen Partei

thurnern, die mit ihnen durch das Band eines Eides und eines besondern Bündnisses damals verknüpft waren, nach Art einer Kugel oder einer Krone zusammengedrängt und hielten ihre Lanzen vor. Als dies der feindliche Theil sah, war er sehr verwirrt, wie er sie angreifen sollte oder was zu thun sei. Endlich sprang ein Adeliger, Namens Stülinger, von Regensberg gebürtig, ein Mann gar stark und muthvoll und mit der Tugend der Frömmigkeit und Gastfreundschaft, wie man sagt, sehr begabt, der sich recht viel zutraute und dadurch dem Herrn Grafen und folglich den Herzogen von Oestreich zu Gefallen leben wollte, denen er in Hinsicht seiner Güter unterthänig war, auch Kriegsdienste that, mitten aus ihnen auf seinem starken und hurtigen Pferde hervor und rannte im Antrieb seines Muthes gegen die Feinde los und fiel sie mit vorgehaltenem Spieß an, voll des Verlangens und der Hoffnung, sie, die Zusammengepreßten und in Eins Verbundenen, auf solche Weise von einander zu trennen, damit den Seinigen dadurch ein Weg, dieselben danieder zu werfen, sich öffne. Ihn, der sehr kläglich schrie und heulte, durchbohrten sie mit den grausesten Stichen vieler Lanzen bis auf den Tod.[1]) Als dies die Seinigen sahen, wurden sie durch den Anblick seines Blutes wie Elephanten gereizt, vergaßen alle Furcht, stürzten mit grimmiger Wuth auf die andern ein und drängten sie auseinander. Dadurch gewannen sie so sehr die Oberhand, daß von den Bernern 200 und von den Solothurnern ebensoviele fielen. Diese wollten ihre Leute, nachdem sie dieselben im bittersten Schmerze betrauert, rächen und erneuerten den Krieg.

---

stehend hat Bern zur Seite Solothurn, Biel, Thun, den Bischof von Basel, die Stadt Basel, Granson, die Grafen Peter von Aarberg und Aymo in Savoyen, den „innern" Graf Savoyens, während wir auf der gegenüberstehenden Seite erblicken Freiburg sammt den Grafen Eberhard von Kyburg und Ludwig von Savoyen, Herrn der Waadt, den „äußern" Grafen Savoyens, welchem sprachlichen und sachlichen Unterschied der beiden Grafen Savoyens wir später noch einmal begegnen werden. Der Krieg dauerte vom Frühjahr 1332 bis zum 3. Februar 1333. Wir lesen die allgemeinen Züge desselben bei Justinger, bei dem man jedoch manche Unrichtigkeit chronologischer Angaben in Abzug zu bringen hat. — Was uns nun Vitoduran aus diesem Kriege hier erzählt, ist jene Niederlage der Solothurner, die sie im Gefechte mit einer kyburgischen Schaar an der Emme zu erleiden hatten. Sie verloren dabei das Banner, das nach Burgdorf kam und hier als Triumphzeichen gegen sie und ihre Mitgenossen, die Berner, verwahrt blieb, bis Burgdorf am 7. April 1384 unter die Hoheit Berns überging, wo es dann die stolze, bisher im Spott getragene Erinnerung an des Feindes demüthigende Niederlage fallen ließ und das Banner, den eifrig aufbehaltenen Siegeszeugen, an die Solothurner zurückgab.

[1]) Der Vorgang ähnelt der Schlacht bei Sempach. Doch, wenn hier eine Vergleichung zugelassen werden möchte, welch ein unnennbarer Unterschied zwischen diesem Stülinger und jenem Arnold von Winkelried, zwischen dem Ritter zu Pferd und dem Helden zu Fuß, zwischen dem Herrendiener und dem Vaterlandsretter, zwischen dem kläglich heulenden Tod und dem freudig gefallenen Opfer! Aber auch welch ein Unterschied in den Beweggründen und Lebensfragen, die vor der Seele der Beiden standen: dort Fürstengunst, hier Vaterlandsliebe; dort Bewahrung einer knechtischen Stellung, hier Erkämpfung der nimmermehr verkümmerten Freiheit; dort Beifall einer ehrlosen Gegenwart für die eigene Person, hier der Ruhm einer für die fernsten Geschlechter glücklich gemachten Zukunft! Vielleicht indessen kommt auch noch einmal ein Kritiker und reduzirt die unsterbliche Freiheitsthat Winkelrieds auf diesen Jammersturz Stülingers! — Uebrigens sind Name und Sache Stülingers nur bei Vitoduran und sonst bei keinem andern Berichterstatter zu lesen; nichtsdestoweniger halten wir sie für annehmlich und glaubwürdig, da sich wenigstens der Name Stülinger aus Urkunden damaliger Zeit nachweisen läßt.

Sobald der genannte Graf dies gesehen, setzte er es der Königin von Ungarn, der ehemaligen Schwester der Herzoge von Oestreich [1]), die sich damals in Königsfelden bei der Stadt Brugg aufhielt, mit klagenden Worten auseinander, forderte eifrig die zur Zeit der Bedrängniß gelegene Hülfe wider sie und fand gemäß der ihm gebührenden Achtung Gehör. Denn sie bestimmte ihm, wie man erzählt, 60 geharnischte Männer zur Hülfe, mit denen er sie bändigte und empfindlich viele Tage hindurch züchtigte, indem er ihnen Mord, Brand und Plünderung ihrer Habseligkeiten anthat. Als er sie daher zur Ruhe gebracht hatte, schickte er der Königin die Männer mit Abstattung des Dankes zurück; denn sie hatte ihnen auch die Kosten des Unterhaltes geleistet, so lange sie dem Grafen nöthig waren.

Außerdem wurde ungefähr zu dieser Zeit ein Krieg zwischen den Grafen von Montfort und dem Herrn von Vatz, der in dem Lande Churwalhen wohnte, aufgeweckt.[2]) Als diesem die ihm benachbarten Bergleute aus der Schweiz auf sein Ansuchen zu seiner Hülfe 1500 Mann zugeschickt und das Heer

---

[1]) Agnes, die Tochter Albrechts, „ehemalige" Schwester der Herzoge genannt als Schwester von ehemals, da die Herzoge noch lebten und sie noch nicht als Königin von Ungarn von ihnen in einer Entfernung abzustehen schien, durch welche Bezeichnung der Chronist auf das frühere gehörige Verhältniß der Verwandtschaft zurückdeuten will. Wenn sie hier als Mithelferin der Feindespartei gegen Bern erscheint, so dürfen wir das ihrer Ehre schuldige Zeugniß nicht verschweigen, daß sie später, namentlich nach dem Laupenstreit, als Friedensstifterin zwischen Bern und dessen Gegnern gearbeitet hat. Man sehe: „Richtung der Königin Agnes von Ungarn zwischen den Städten Bern und Freiburg" und wiederum: „Der Königin Agnes Friedensrichtung zwischen den Herzogen von Oestreich, den Grafen von Kyburg, Aarberg und Nidau einerseits und der Stadt Bern andrerseits", beides nach der Laupenschlacht, als Abdruck des Originals im Stadtarchiv Thun im Schweizerischen Geschichtsforscher Band II. p. 62 und 70.

[2]) Die Erzählung, in welcher Vitoduran den Streit durchführt, ist nicht in allen Punkten verbürgt zu heißen. Es mag dem Geschichtsfreunde erwünscht sein, dieselbe hier etwelcher Maßen berichtigt und vervollständigt zu sehen. Die Grafen von Montfort, die schwäbischen Montfort als Stammesbrüder derer von Werdenberg mit ihrem Hülfsvolk aus dem Thurgau, standen im Verhältniß des Patronats zum Stift von Chur, und Graf Rudolf vom Hause Montfort war damals Stiftspfleger. Rings um das Stift streckte gebietend die Hand fast über jeden andern Landestheil der mächtige Herr Hohenrhätiens, Johann Donat Freiherr von Vatz, nämlich vom vordern und hintern Rhein an bis zum alten Straßberg, wovon eben Churwalden (Vitoduran schreibt Curwalhen, Tschudi Churwalchen, jenes richtiger als Land der Walhen d. h. Welschen oder Romanen, wie auch Walensee, nicht Wallensee, See der Romanen) abhing und bis zum Rhätigau (= Prätigau, dem eigentlichen Lande der Rukantier). Bei dem hübsch gelegenen Dorfe Obervatz auf der Westseite der Albula sieht man jetzt noch als redende Zeugen alter Machtgröße die gewaltigen Trümmer jenes Stammschlosses, auf welchem die Freiherren ihren Sitz hatten und ihren Stab weithin schwangen. Ihre Besitzungen und Rechte gingen nach dem Erlöschen des freiherrlichen Hauses auf die Grafen von Werdenberg und von diesen dann auf den jeweiligen Bischof von Chur über. Der Freiherr, schreibt Joh. v. Müller (2. Thl. 2. Buch 1. Cap.), ist ein streitbarer Krieger gewesen, der mit Hülfe der Waldstätte in der Sache Kaiser Ludwigs den Stiftspfleger von Cur und alle Macht von Montfort und sein Hülfsvolk von Thurgau solchermaßen schlug, daß in schreckenvoller Flucht viele im Schnee unbekannter Berge umkamen. In den schauervollesten Gebirgen und Klüften, über den Scaletta, in den Zügen der Lawinen zwischen Davos und Engadein, unter senkrechten Felsenwänden schlug bald an den alten Landwehren Engadeins Heinrich von Razüns bei Scamfs, bald Lucas Guler auf der Kriegesmatte, mitten im Dischma (Nebenthal von Davos, im Zehngerichtenbund) den tapfern Feind; alsdann vollendete bei Filisur der Freiherr den Sieg; hier durch der Fluela Felsengebirg, dort aus den Schluchten der Albula den Bargüner Stein hinauf drängte er die Ueberwundenen. Später noch wurden hier Streitkolben, Sturmhauben, Morgensterne, Spieße ausgegraben.

der Grafen, dessen Führer und Hauptmann der Herr von Rünzüns[1]) gewesen, dieselben gesehen hatte, stürzten sie wie die wildesten Thiere, auf geradem Wege, mit verhängten Zügeln, in großer Raserei und Heftigkeit auf sie los und schlugen Viele von ihnen, etwa 200, bis zur völligen Vernichtung darnieder. Die Uebrigen warfen, um fertiger zur Flucht zu sein, die Waffen weg und flohen waffenlos in Berghöhlen. Auch kamen viele aus ihnen, welche durch die mit Schneemassen angefüllten Berge wieder heimkehren wollten, in den Schneemassen um.

Der schon erwähnte Herr von Vatz übte, wiewohl er der weltlichen oder auch kirchlichen Rechte kundig war, gegen seine Feinde eine solche Grausamkeit und Gewaltthätigkeit, daß er sie, wenn er sie in großer Zahl gefangen hatte, bisweilen herrlich mit Speise und Trank erquickte und hernach in unaufhörliches Gefängniß warf, wo sie nie mehr Brod essen sollten. Die allgemeine Rede, die über ihn ausgeht, bezeugt, er habe eine solche Hartherzigkeit und verstockte Bosheit gehabt, daß er, so oft er seine Gefangenen oder in den Thurm Geschlossenen vor übergroßem Hunger und des Kerkers Unflath und Grausen kläglich heulen und schreien hörte, nicht wenig jubelte und sagte: „Das sind meine Vögelchen, die mir lieblich in die Ohren pfeifen!“ [2])

Als er das Bisthum Chur lange geplagt und die meisten Güter desselben an sich gerissen hatte und endlich auf das Krankenlager zum Sterben gefallen und ermahnt worden war, er hätte für seiner

---

[1]) So schreibt Vitoduran. Man liest es selten oder nirgends in dieser Form, dagegen als Razüns, Räzüns, Rhäzins. Es ist ein großes Hochgericht im bünd. Grauenbund, mit einer paritätischen Einwohnerschaft von etwa 4000 Seelen, und mit einer Eintheilung in vier Untergerichte, nämlich Flims, Hohentrins, Tamins mit Reichenau und das Gericht im Boden. Was die Sache selbst oder die Stellung anbelangt, die dem Herrn von Räzüns hier zugewiesen ist, so bemerkt v. Salis Seewis: Gewiß irrt Vitoduran, wenn er Heinrichen von Räzüns zum Heerführer des Bischofs macht.

[2]) Joh. v. Müller, der ihn den alten Tyrannen beizählt, führt von ihm nach einem Manuscript Campells an: Nachdem er drei seiner Leute stark zechen, und Einen die Nacht in den Straßen umherlaufen, den Andern ruhig im Zimmer auf- und abgehen, den Dritten schlafen lassen, soll er sie den folgenden Tag haben lassen aufschneiden, um zu sehen, „welches der Dauung am vortheilhaftesten gewesen.“ Als Seitenstück hiezu schließt Müller an: Wollte nicht Peter der Große den ihm vorgestellten Professor Schak zu Greifswalde aufschneiden lassen, zu wissen, wie viel sein Bauch Fett enthalte? Aber der Mann starb vor Schrecken. Und v. Salis Seewis, der diese barbarische Natur an Donat ziemlich gelten läßt, sie aber mehr als allgemeines Uebel damaliger Herrscher fassen will, führt ebenfalls als parallele Exempel aus jenen Zeiten unmenschlicher Roheit an, daß noch fast um ein Jahrhundert hinter dem Freiherrn der italienische Herzog Johann Maria Visconti wüthende Hunde auf unmündige Kinder hetzte, und daß der Tyrann von Parma die nackten angefesselten Kriegsgefangenen im strengen Winter täglich mit kaltem Wasser begießen ließ. Hingegen äußert sich zur Abwehr der auf den Freiherrn gehäuften Beschuldigungen Th. v. Mohr in einer Note p. 75 ganz anders: Nicht die Hälfte der Grausamkeiten; welche von den ältern Historikern, meist Vitoduranus nachbetend, Freiherrn Donat von Vatz aufgebürdet werden, mögen wirklich auf seine Rechnung kommen. Wie reimte sich ein solcher Charakter mit seiner Freundschaft zu den Waldstätten, mit den Freiheiten, welche er der Landschaft Davos verlieh, mit der Vorliebe, welche er überhaupt für freie Leute an den Tag legte? Doch dem sei, wie ihm wolle, gewiß ist, daß das Haus von Vatz noch eben vor seinem Erlöschen den auf drohende Weise wachsenden österreichischen Einfluß rechtzeitig neutralisirte und somit wahrscheinlich Hohenrätien vor dem Schicksal, eine Provinz Oesterreichs zu werden, bewahrte.

Seele Heil durch das Bekenntniß seiner Sünden sorgen sollen wie die Gläubigen, die aus dieser Welt hinüberziehen, antwortete er, in seiner Bosheit überaus verhärtet: „Ich werde das Bekenntniß, obwohl ich ganz gut weiß, es sollte abgelegt werden, doch nicht ablegen, weil es mir durchaus nichts mehr nütze sein kann, sondern vergeblich, da ich es ganz ohne Buße leisten würde". Und so schied er, ach, ohne Reue und ohne alle Genugthuung und Büßung — was traurig und schrecklich zu sagen — aus dieser Welt ab! [1]) Und so ist an ihm das Wort Augustins [2]) wahr geworden, der sagt: „Durch diese Strafe wird der Sünder gezüchtigt, daß er im Sterben seiner selbst vergißt, er, der, so lange er lebte, Gottes vergessen hat!"

Er ließ aber seinem Erben oder Nachfolger, dem Grafen Friederich von Toggenburg [3]), dessen ich

---

[1]) Sein Tod fällt nach Einigen in das Jahr 1330, nach v. Salis Seewis 1335. Er starb, sagt Euler, Eines Sinnes mit Vitoduran, „einen gähen, unvernünftigen, erschrockenlichen Tod." Mit andern Worten ohne Beichte! Aber auch Ezzelin de Romano (1194—1259), sagt v. Salis Seewis, dessen Grausamkeiten „die Hölle staunen, den Himmel schaudern machten," starb ohne Beichte. Die Gerechtigkeit, setzt der genannte Forscher bei, erheischt zu bemerken, daß Vitoduran, der einzige gleichzeitige Schriftsteller über Donat, vielleicht in ihm den Verfolger der Geistlichkeit nicht schwarz genug schildern zu können glaubte. — Er wurde als der Letzte seines Stammes, trotz des grausamen Lebens und des unbußfertigen Sterbens, auf die dem Freiherrn ziemende Weise mit Schild und Helm begraben und liegt an der ehemaligen, jetzt den Reformirten und Katholiken dienenden Klosterkirche Churwaldens bestattet, wo man vor der Kirchthüre, bei den Ruinen des Klosterganges, als Denkmal seines Grabes einen großen Stein zeigte. Wir verweisen über die ganze Geschichte des Freiherrn und des vazischen Stammes auf J. U. v. Salis Seewis: Nachrichten über das Geschlecht Derer von Vatz, im Schweizerischen Geschichtsforscher I., 272, und auf Ulrich Campell: Zwei Bücher rätischer Geschichte, im Archiv für die Geschichte der Republik Graubündten, von Th. v. Mohr II., 74.

[2]) Es ist Aurelius Augustinus, geboren 354 zu Tagaste in Numidien, in Afrika. Er hat lange Quergänge des Geistes durchirrt, furchtbare Kämpfe des Gemüthes bestanden, bis er zum Glauben an die Offenbarung und deren Höhepunkt in Christo gekommen ist. Von innen auf eine Weise überwältigt, die an Saulus erinnert, konnte er dem neugebornen Leben nicht mehr widerreden und empfing nach den 33 Jahren seines Suches und Sehnens durch die Hand des glaubensvollen Ambrosius zu Mailand in der Osternacht 387 die Taufe. Er, der vorher aus seinem immer gefüllten Becher weltlicher Lust berauscht war, saß nun zerknirscht am Kreuze seines gefundenen Erlösers und war gewiß mehr als jeder andere dazu bereitet, aus dem lebendigsten Gefühl seiner Vergangenheit und Gegenwart das Wort zu äußern, das uns der Chronist von ihm in Erinnerung bringt. Von jener Macht des göttlichen Geistes ergriffen, ergriff er selbst mit seinem Geiste die Kirche, und zwar von der Nähe afrikanischer Gemeinden an bis in die Ferne des Abendlandes; ja welch eine Autorität mit ihm der Christenheit gegeben war, lehrt uns die katholische Kirche bis auf den heutigen Tag, so gewiß als andrerseits niemand in Abrede stellen kann, daß der Einfluß augustinischer Dogmen mit dem ersten Streiter für evangelische Wahrheit, mit Luther, sogar in die neue Gemeinde und Kirche eingegangen ist. Augustin zeigt uns, um sein angeführtes Wort zu bewähren, den Triumph einer seligen Seele über abgethane Schuld in dem eigenen Sterben, wenn wir ihn zu Hippo Regius in Afrika, wo er vor 35 Jahren zum Bischof geweiht worden, im Jahre 430 von den Vandalen belagert sehen, wie er in beständigem Gebete von Bußpsalmen, die immer der erlesenste Ausdruck seiner Stimmung waren, die irdische Laufbahn schließt.

[3]) Der Großvater jenes Friedrich von Toggenburg, mit welchem dieser Stamm endete. Er war aber nicht der Gesammterbe Donats, wie Vitoduran sagen zu wollen scheint. Er bezog mit der einen der beiden Töchter, mit Kunigunde, nur den halben Theil der vazischen Besitzungen, das sogenannte Unterland, nämlich Davos, das Prätigau und die Herrschaft Meienfeld. Das Oberland, die Stammburg Vatz selbst mit allem

oben Erwähnung gethan, an den er neulich [1]) seine Tochter verlobt hatte, im Testament so zu sagen zurück: daß er seinen Streit erneuern oder anheben solle, wenn er nicht auch selbst durch des Todes dazwischentretende Verhinderung abstehen müsse. Und das soll er ihm mit einem Eide abgenommen haben. Derselbe jedoch, als ein guter und gerechter Mann, willfahrte ihm hierin (nach dem Rath Isidors [2]), der sagt: „In bösen Versprechungen brich die Treue ab, in schändlichem Gelübde ändere den Entschluß") durchaus nicht und gab der Ausführung keine Hand, sondern weil er des Friedens Pfleger und vorzüglicher Liebhaber ist, hegt und verfolgt er des Friedens Ruhe nach Kräften.

Auch um diese Zeit, wie eine berühmte Sage bezeugte, war von einigen sternkundigen, in fernen Gegenden angestellten Gelehrten vorhergesagt und vorausverkündet und nach Deutschland geschrieben worden, an dem Tag und zu den Stunden, die von ihnen bestimmt voraus angesagt waren, treffe es sich, daß über die Oberfläche der Erde ein so starker Wind komme, daß er mit seinem äußerst heftigen und unaussprechlich ungestümen Wehen die Köpfe der Menschen aufhebe und sie in einem Augenblicke von Grund aus von ihren Stellen wegreiße und abwerfe. Als man ihn mit großem Schrecken und Staunen erwartete, kam er gar nicht. Und so wurde der Menschen Furcht in's Lächerliche verkehrt, nach jenem Spruch in der Dichtung: „Es kreisen die Berge u. s. w." Und am Ende kam als Kind derselben eine Maus heraus.[3])

---

angeschlossenen Gebiet, dann Ortenstein, Heinzenberg und Schams, ging an der Hand der andern Tochter Ursula auf den Grafen Rudolf von Werdenberg-Sargans über.

[1]) Noviter, das war, sagt v. Salis Seewis, kurz vor Donats Tode, wie nach Sprechers Chronik Rudolf „hernach" die Vermählung hielt.

[2]) Aus Spanien, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Er wurde am Schlusse des 6. Jahrhunderts Erzbischof von Hispalis, dem jetzigen Sevilla. Isidorus machte sich um die spanische Kirche als die Kirche seines Vaterlandes dadurch sehr verdient, daß er ihr ein Rechtsbuch zu Stande brachte. Er stellte einschlägige Beschlüsse von Concilien, besonders spanischen und gallischen, und die Erlasse von Päpsten, die auf die Bestimmung des spanischen Kirchenwesens gingen, zusammen, berücksichtigte jedoch auch auswärtige Gesetzessammlungen, ordnete und bearbeitete alles besser und schuf so ein zuverläßigeres Fundament, auf das die folgenden Zeiten sich stützen und den Verlauf der kirchlichen Rechtsgestaltung weiterführen konnten. Darum galt er in solchen Rechtsfragen und Rechtslehren auch außerhalb Spaniens als ein besonderer Gewährsmann, wie ihn ja unser Chronist hier als solchen reden läßt. Wir kommen später auf den bedeutsamen Spanier noch einmal zurück.

[3]) Der vollständige Spruch lautet: **Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus**: Es kreisen die Berge, doch kommt nur ein winziges Mäuschen heraus. Noch treffender hat Phädrus, ein Grieche in Rom, Freigelassener des Kaisers Augustus, Uebersetzer und Nachbildner des Aesopus und sonst als Fabeldichter mit vielem Talent, den Gedanken in der 22. Fabel des 4. Buches ausgeführt, unter der Ueberschrift: Der kreisende Berg, was wir in seinem Versmaß, den Jamben, mit folgender Strophe geben:

Ein Berg war am Gebären, stieß unmenschlich Weh aus,
Und auf der Erd' erwartete man ungeheure Dinge.
Doch er gebar nur eine Maus. Das ist für dich geschrieben,
Der du, wenn Großes du gedroht, nichts ausheckst!

Die Worte **filius ejus** im Text sind Zusatz von Vitoduran und nach der sprachlichen Construction zu fassen als Kind der Furcht, nicht als Frucht der kreisenden Berge, wie man dem deutschen Wortlaut nach auch verstehen könnte.

Im März. Ungefähr um das Jahr 1328, als Papst Johann der Kirche vorstand, in dem Jahre, da der Kaiser Ludwig zum zweiten Mal in Italien weilte, brach in Deutschland eine ungeheure Pest aus und wüthete im Volke zur Fastenzeit so grenzenlos, daß sich in der Stadt Basel, wo ich damals anwesend war, manchmal an Einem Tage 50 Leichen zur Bestattung fanden. In Winterthur aber, woher ich meines Daseins Ursprung genommen, und an vielen andern Orten reichte die Geistlichkeit in der Darreichung oder Zudienung der kirchlichen Sacramente für das Volk nicht aus. Denn Viele starben eines so plötzlichen Todes, daß sie von den Geistlichen, welche hiezu in großer Bemühung geschäftig waren, das Trostmittel der Beichte, des Ablasses, des Abendmahls, der letzten Oelung nicht erlangen konnten; ja, was noch schlimmer war, die Priester selbst, wenn sie die Angehörigen mit der Zudienung der Sacramente befriedigen wollten, wurden durch den plötzlichen und unvorhergesehenen Tod hinweggerafft.[1])

Diese Sterblichkeit war so verderblich und gewaltig in der Stadt Mainz ausgebrochen und angewachsen, daß 200 oder wohl 300 Menschen an Einem Tage weggenommen wurden, wie ich durch

---

[1]) Die Verheerung dieser Seuche veranschaulicht uns das diesjährige Neujahrsbild, das uns billig in eine solche Trauerscene Winterthurs, derjenigen Stadt versetzt, welcher es gewidmet ist und deren Vergangenheit es mit seinen vergegenwärtigenden Zügen dient. Es zeigt uns die Ueberwältigung des heimgesachten Volkes nach außen und nach innen. Nach außen in den vielen Opfern, die unter der Geißel des schlagenden Todes erliegen; nach innen in dem vielfältigen Schmerzensausdruck, der auf das Antlitz der Lebenden gesetzt ist und die grambeladene Seele verräth, wie sie am Sarge der Geschiedenen, auf dem Zuge der Leichen, im Gedränge von Lebenden und Todten einen namenlosen Kampf der Wehmuth und der Sehnsucht ringt. Hier bejammern Wittwen den Hinschied der plötzlich entrissenen Männer; dort stehen Kinder, in reifern Jahren mit bewußten Thränen, in jüngerer Unschuld wie fremd im unverstandenen Schrecken, aber nur desto bemitleidenswerther an der Bahre der Eltern; und wieder Geschwister, denen ein freundlich geführtes Brüderchen oder Schwesterchen mit Einem Augenblick an der Hand, in den Armen verblichen ist, geben dem Tode die Beute schnell dahin und fliehen bestürzt davon, indessen die Todtenträger, in dem hundert Mal wiederkehrenden Dienst stumpf geworden, handwerksmäßigen Schrittes mit ihrer Bürde den Gang zu den Gräbern machen. Ueberall sind die Bande der innigsten Verhältnisse entzweigeschnitten, überall die Ueberlebenden, selber keiner Minute vergewissert, in einen um so tiefer verwundenden Schmerz gepreßt, je rascher das Verhängniß zwischen sie und die Lieben eingefallen ist, und noch aus den Wohnungen, aus denen soeben die Theuren hinweggetragen worden, senden sie händeringend die rufenden Seufzer den unerbittlichen Särgen nach. Wie mächtig durchzieht da die Herzen das Gefühl, es sei die Plage eine verdiente Heimsuchung für begangene Uebertretungen, eine unerläßlich geforderte Sühne schwerdrückender Schuld! Wie sehnsüchtig muß das so beklommene Gemüth im öden Weh über verlorene Geliebte, im strafenden Bewußtsein geübter Ungerechtigkeit das Eine, nur noch das Eine verlangen, von den Dienern am Wort und Sacrament den ewigen Trost als das in diesen furchtbaren Schrecknissen unentbehrliche Labsal zu schöpfen! Aber ach, die Priester sinken mit dem Volke dahin und liegen erblaßt in den Armen des wildhausenden Todes! Sie, die den Sieg über jeden Tod verkünden sollten, heißen selbst die gefallenen Opfer des Kampfes! Sie, die das aufweckende Wort der Gotteskraft den bedürftigen Seelen zu reichen eilen sollten, halten den geschlossenen Mund im kalten Schweigen für immer verstummt! Wahrlich, erschütternd für jeden Zeugen der Zeit und dem ganzen Geschlecht der ernste Fingerzeig, daß ein Gericht Gottes alle Stände auf seine Wage nimmt, daß kein Namen und kein Gewand vor der entscheidenden Stunde sichert, und daß der Tod mit seinem Pesthauch hier dem Kriegsmann das rüstige Lebenslicht von der Wange, dort dem Priester die brennende Altarkerze in der Hand löscht! Wohl ihnen Allen, wenn sie jenes höhern Lichtes und Lebens Leuchter tragen, der mit einer nimmer umschatteten Gottesklarheit durch jede Kampfesnacht und jedes Todesdunkel zum Himmel aufzündet!

einen glaubwürdigen Bericht erkannt habe. Deßhalb beschlossen die dort überlebenden Bürger zusammt mit der Geistlichkeit und dem ganzen Volke nicht mit Unrecht, es solle nach St. Alban [1]) außerhalb der Mauern eine Procession der Stadt abgehalten werden, die allerdings mit großer Andacht geschah, auf welcher sie für die Gesundheit des Leibes in Leichengesängen und allerlei Wehklagen und den flehentlichsten Bitten und den demüthigsten Seufzern und dem tiefsten Schluchzen den Höchsten dermaßen anriefen, daß sie sogleich gewürdigt wurden, erhört zu werden. Denn am morgenden Tage kam ihnen die Rettung, und die äußerst grausame Pest war gänzlich verscheucht.

In ungefähr derselben Zeit ferner hörte und bemerkte ein Bürger der Stadt Köln, daß seine Frau die Versammlungen der dort lebenden Ketzer, die ihm selber unbekannt waren, besuche, und folgt ihr eines Tages, da sie sich stellt als ob sie zur Kirche gehen wolle, von weitem mit heimlichem Tritt nach, merkt sich die Thüre des Hauses, in das sie eingetreten war, sorgfältig, geht hinein und gelangt in den unterirdischen Raum, wo die Ketzer versammelt waren. Als er hier nach vielerlei Aberglauben, Thorheiten und irrthümlichen und ketzerischen Verkehrtheiten wahrnahm, wie ein Jeder die ihm nächste Frau faßte und sich ihr beigesellte, ergriff er seine Frau und erkannte sie, während sie nicht wußte, daß es ihr Mann war; er hatte nämlich seine Kleidung gewechselt, zudem war es dort finster. In dem Umgange aber zog der Mann seiner Frau einen Ring vom Finger und trug ihn mit sich nach Hause. Als aber seine erwähnte Gemahlin nach Hause gekehrt war, warf er ihr die genannte Schandthat ins Angesicht vor. Da sie fest und standhaft läugnete, schmiß er den Ring als Beweis vor sie hin und schlug sie gewaltig nieder. Aber auch damit nicht zufrieden ging er noch zu den Rathsherren der Stadt und verklagte die bezeichneten Ketzer. Jene, im Entsetzen über derselben Verbrechen, griffen sie, obwohl einige entfliehen konnten, auf und verbrannten sie. Es waren etwa fünfzig.

Kurz vor dieser Zeit lag ein Herr von Regensberg, in der göttlichen Schrift zugleich und in der menschlichen ausgezeichnet bewandert, dem Studium im Thurm seines Schlosses Balb [2]) fleißig ob, den damals ein böser Geist bewohnte, welcher der ganzen Familie des Schlosses eine solche Furcht einjagte, daß sie auf keine Weise den Thurm zu betreten wagte. Dem Herrn aber allein, der den Geist nicht fürchtete, sondern im Thurm unerschrocken seinem Studium emsig nachging, erschien der Geist bei Tag und bei Nacht in weltlichem Gewande, saß neben ihm und forschte über des Studiums Weise und Eigenschaft nach, führte auch manche Unterredung mit dem Herrn. Er fügte jedoch diesem keine Beschädigung oder Beschwerde zu, sondern unterhielt sich mit ihm lange Zeit friedlich, und er hätte ihn in vielen Dingen unterrichtet, wenn er ihn nur gefragt hätte.

Im Jahre 1331 wurde ein abscheuliches Verbrechen in Ueberlingen von den Juden verübt. Ein Knabe nämlich, der dort von seinen Eltern einige Tage mit dem größten Schmerz vermißt worden,

---

[1]) Ein Kloster außerhalb der Stadt.

[2]) Das Schloß ist mit seinem Thurm noch vorhanden, der eine Höhe von 70 Fuß hat, sehr fest gemauert ist und mit seinen unheimlichen Zellen zu Gefängnissen dient.

wurde endlich in einen Brunnen geworfen gefunden. Er wurde in die Stadt gebracht und von den Eltern erkannt. Indem sie aber durch bestimmte Vermuthungen und klare Beweise, nämlich an Einschnitten in die Eingeweide und Adern merkten, daß er von den Juden getödtet worden, fingen sie, über ihren Knaben sehr aufgeregt, durch die Straßen der Stadt an gewaltig zu rufen, und wünschten, die Bürger zur Rächung ihres Sohnes anreizen zu können. Diese erkannten ebenfalls die Wahrheit der Sache aus dem neuen Fließen der Wunden, als er vor die Häuser der Juden getragen wurde, und knirschten, ohne den Kaiser Ludwig zu befragen und ohne auf das Urtheil seines Reichsvogtes zu achten, das auf Nachsicht gegen die Juden des Geldes wegen zielte, weil er ihrer zu schonen, nicht sie zu strafen geneigt war, in einem auf der Stelle entstandenen Volkslärm gegen die Juden und besannen sich, wie sie dieselben schicklich umbrächten, so daß die Stadt unbeschädigt verbliebe. Als sie eben durch so viele und so große Zeichen und Beweise sahen, die Juden seien schuldig, konnten sie sich von dem verdienten Morde derselben nicht zurückhalten. Damit aber alle Eine Strafe des Todes ereilte und keiner entflöhe, überredeten sie dieselben wie wenn sie ihnen einen heilsamen Rath gäben, sie möchten bei einem hohen steinernen Hause zusammenkommen. Als sie dies gethan, wurden sie in den obern Theilen des Hauses festgefangen und eingeschlossen, und unten auf dem Pflasterboden des Hauses ein voller Holzstoß angezündet, der von Grad zu Grad der Glut Steigerung annahm und auf wundersame Weise überhand nehmend sie in die obersten Theile des Hauses zu fliehen und einige Männer auf das Dach zu steigen zwang. Zuletzt verzehrte das Feuer, das immer mehr anwuchs und das ganze Haus in eine Flamme verwandelte, alle, indem sie zwar einen Gesang ertönen ließen, und äscherte sie völlig ein. Einige jedoch, die auf dem Dache standen und merkten, daß ihnen der Tod nahe komme, warfen ihre gezogenen Messer, Schwerter, Balken, Steine, Spieße und was ihre Hände finden konnten, auf die gewissermaßen endlose Volksschaar hinab, die um das Haus herum ihrem Untergang zuschaute. Und sie konnten, was wunderbar lautet, Niemanden verletzen. Außerdem warfen sich Einige, welche die Qual des Feuers spürten, aus den Fenstern und vom Dache auf die Schaar der Gläubigen herab. Sie wurden hurtig mit Beilen verstümmelt und zerhauen und mit Schwertern und Lanzen durchbohrt, einige bis zur Verschüttung des Gehirns zerschlagen; Einer auch, der sich in einem Privathause versteckt gehalten und von einem gläubigen Mann zufällig gefunden worden, wurde wie ein zur Schlachtbank geführter Stier mit dem Beil todtgeschlagen. Der Juden, welche daselbst durch das Feuer eingeäschert oder sonst umgekommen und in das Feuer gestoßen worden sind, waren, wie man sagt, mehr als 300. Noch mehr Zeichen außer den genannten von der Unschuld des Knaben und der Bosheit der Juden kamen dort zum Vorschein. Denn als das Haus mitten im Feuer stand und viele umliegende anstoßende Häuser von der Flamme unverletzt und unversehrt verblieben, wurde es allein in einer Pyramidengestalt verzehrt. Es wird weiter erzählt, daß, als jene Schandthat einem freilich nur dem Namen, nicht der That nach christlichen Knecht der Juden öffentlich von Vielen aufgebürdet wurde — er war nämlich Hüter und Wächter ihres Gottesackers — antwortete er: „Wenn ich schuld am Blute dieses Knaben bin, wie ihr mir vorwerfet, so soll mich der Teufel diese Nacht erwürgen!“

Das geschah auch buchstäblich, weil er in derselben Nacht vom Teufel erdrosselt da lag; er war eben von den Juden erkauft worden, den von ihnen getödteten Knaben zu verbergen. Deßhalb hatte er ihn in den vorbenannten, vorher nicht sehr besuchten Brunnen hingetragen und abgelegt und des Brunnens Oeffnung oben mit Lehm und Sand überdeckt. Ferner leuchtete der Knabe nach dem Tode in vielen Wundern hervor; denn viele Kranke, die ihn mit Gebet feierten und sich mit dem Wasser des Brunnens abwuschen, genossen die Wohlthat der Gesundwerdung. Weil jedoch die Bürger in Ueberlingen bei dieser Sache den Kaiser Ludwig nicht angefragt hatten, wurden sie von ihm bestraft. Denn er brandschatzte sie und befahl, daß die Stadtmauer in der Länge von vielen Ellen abgebrochen werde.

Die oben gemeldete Geschichte von Meerspurg und Schwanau ging dieser hier nicht voran. Aber weil die Schwachheit meines Gedächtnisses es herbeiführte und sonst die Bequemlichkeit des Stoffes es erheischte, habe ich diese Geschichte in einer unzeitigen Ordnung erzählt.

Um das Jahr 1334 wurden viele Menschen, wie eine namhafte Sage bezeugte, in der Stadt Nürnberg durch des Feuers Brand getilgt, eines Aberglaubens und einer ketzerischen Meinung halber, die dem rechtmäßigen Glauben sehr zuwider und feindlich und von ihnen leichtfertig und lange zum Schaden ihrer Leiber und Seelen gehegt worden waren.

Als in diesen Zeiten auch einige Christen, mächtige Männer, das Grab Christi in Jerusalem besucht oder zu besuchen sich vorgenommen hatten, und vom Sultan beeinträchtigt oder einigermaßen gestört worden waren, drohten sie ihm, daß sie, sobald sich die Gelegenheit darböte, in sein Land, es zu verwüsten, mit großer Macht und Volksmenge eindringen wollten; denn Weg und Zugang zu demselben wären ihnen bekannt. Das wurde ihm durch Boten angezeigt. Sobald der Sultan dies hörte, befestigte er sein Land und versperrte den Pfad zu dessen Angriff und antwortete: „Nicht anders werden sie nun mein Land einnehmen und besetzen außer durch das Reich des Königs von Armenien, der auch Christ ist; deßhalb will ich dasselbe entvölkern und öde machen!" Er schickte also seine Heere hin und zerstörte, seinem Gelübde Genüge leistend, Armenien großentheils. Er konnte nämlich die festen Plätze der Burgen und Städte, die dort in reicher Anzahl vorhanden sind, nicht verletzen oder abreißen, sondern nur die schwachen Plätze, die Landstädte und Schlösser, die in der Ebene lagen. Seine Heere, als barbarische, zogen eben auf barbarische Weise einher, zerstörten die Kirchen, stießen die Altäre um, entweihten den Leib Christi und andere Heiligthümer und Sacramente, entehrten und schändeten liebenswürdige und sehnenswerthe Frauen, mordeten Geistliche und Andere, die ihnen nicht willfahrten, an den Altären, durchstampften Aecker, Weinberge und Gärten, Wiesen sammt Weiden und was nur aus der Erde aufwächst, um so Armenien in eine Wüste zu verwandeln. Aber Einige sagen, zu dieser Verwüstung habe der König von Frankreich den Anlaß gegeben. Denn durch unterhandelnde Personen der bewährten Religion, welche über Meer in die Gebiete der Ungläubigen ziehen wollten, um ihnen Christum zu verkündigen, entbot er dem Sultan eben auch damals in bestimmten

Worten, er werde dies in der nächsten Zeit thun.[1]) Der Sultan befestigte die schwächern Plätze seines Landes und verrammelte den Weg des Zugangs zu demselben, verheerte auch Armenien schwer durch

[1]) Der König von Frankreich, der bei diesem Kreuzzug als betheiligt erscheint, kann nach Zeit und Zuständen kein anderer sein als Philipp VI., mit welchem 1328 die zweite Linie des capetingischen Geschlechtes oder das Haus Valois den Thron Frankreichs erhielt, der unter diesem Hause, bis es 1589 erlosch, verblieben ist. Aber nicht nur mit der Jahrzahl schlägt die Sache in die Regierungszeit Philipps ein, sondern auch dessen Wesen und Streben paßt zu unserer Erzählung. Es ist bekannt, mit welcher Betriebsamkeit Philipp von Valois darauf ausging, Reich und Regierung zu erweitern, und welche Mittel er von jeder Seite in Bewegung setzte, seinen Gewinn, hatte er es einmal auf ein Stück neuen Erwerb abgesehen, unfehlbar zu haschen. Ihm hieß es gewiß nicht zu viel oder zu fremdartig, die Aussicht auf einen Länderfang auch über das Meer in die morgenländische Ferne zu tragen und dem dortigen Herrscher unter dem Vorschub religiöser Absicht anzukündigen, daß dessen Gebiet eingenommen werde. Noch mehr. Damals gerade handelte es sich bei Philipp um die Dauphiné, und eben der damalige Besitzer der Dauphiné ist ohne Zweifel der vorzüglichste Führer dieses Kreuzzuges, der gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts von der abendländischen oder wohl besser gesagt von der französischen Kirche ausging. Mit der Dauphiné verhielt es sich auf folgende Weise. Die Grafen von Vienne besaßen seit alter Zeit das Land von Montpellier an bis hinauf gegen Lyon und Genf. Sie nannten sich Delphine, mit späterer Schreibart und Sprechweise Dauphins. Zur Zeit Philipps gehörte ihr Land oder die Dauphiné noch keineswegs zu Frankreich. Sie war ein für sich unabhängiges Gebiet oder war vielmehr als ein Lehen des deutschen Reiches gehalten, weßhalb die Dauphins eine Verbindung, und war es auch nur bloßer Titel, mit Reich und Kaiser immer unterhielten. Aber zugleich hatten sie bedeutende Güter auf französischem Boden und erschienen nach dieser Seite hinwiederum gegen den König von Frankreich verbindlich. Nun hatte sich in den 70 Jahren von 1279—1349 die dritte Linie der Dauphins erhoben, aus dem Hause de la Tour, und dessen letzter Dauphin war Humbert II., ein Mann, der, voll des beschränktesten Aberglaubens und dabei von maßloser Eitelkeit geblendet, sein oberstes Verdienst darin suchte, das ganze Leben in die kostspieligen Prachtstücke eines frommen Schaugepränges zu kleiden. Am päpstlichen Hofe zu Avignon in der Gnade des hl. Vaters herumzuwandeln, der Kirche großartige Schenkungen zu machen und dafür seinen Namen von ihr gepriesen zu hören, selber der Gründer ganzer Klöster und Kapitel zu werden und in den Gebeten wie in den Predigten der Geistlichkeit gesegnet zu heißen, das Alles schmeichelte seiner Einbildung zu verführerisch, als daß er sich besonnen oder gescheut hätte, hiefür die größten Opfer zu bringen und sogar Schulden zu machen Zuletzt verfiel er auf den Gedanken, einen recht vornehmen Kreuzzug gegen die Türken zu versuchen, bei dem in der That kein Geld, aber alles Glück fehlte. Der Plan wurde durch stolz hingeschleuderte Erklärungen und Drohungen an die Türken von Anfang an verdorben. Es ging so zu, daß nicht nur die Kreuzfahrer in das übelste Gedränge geriethen, sondern die aufgebrachten Türken ihre Wuth auch an denjenigen Christen ausließen, welche dort in deren Gebieten ihre Wohnsitze hatten. Fassen wir dies alles zusammen und halten wir den Bericht unserer Chronik gegenüber, so wird es uns höchst wahrscheinlich, daß Philipp die Hand im Spiele hatte. Der schwache Humbert mit seinem Geld mußte voran, der König stand gierigen Athems hinter ihm, um, falls es gelänge, rasch die Hand auf jeden zu erobernden Fleck Erde zu legen. Und gelang es auch nicht, so war ihm Humberts Kreuzzug schon deßhalb erwünscht, daß der Dauphin, von Geldmitteln erschöpft, wieder zur königlichen Kasse getrieben und dadurch dessen Schuld am Hofe immer größer wurde, ein gut berechneter Weg, um an das längst beäugelte Ziel Philipps zu leiten. Hatte er ja dem Dauphin schon vor dem Kreuzzug zur Tilgung der Schulden, die aus jenen frommen Verschwendungen erwachsen waren, ungeheure Summen vorgestreckt, und natürlich mußten diese Summen mit der Verpfändung von Humberts Gütern, selbst auf dem Erbland der Dauphiné versichert werden. Arm, so zu sagen an den Bettelstab gebracht, kam der letzte Dauphin de la Tour aus dem Türkenstreite zurück. Der König bewillkommnete ihn, machte den armen Mann wieder reich, mahnte ihn aber beiläufig daran, daß es nun Zeit sei, die Dauphiné an Frankreich ganz abzutreten. Auf feine und grobe, kurz auf jede Art wußte er es zu richten, daß es dazu kam, verstand er es zu betreiben, daß eine eben im Werden begriffene Heirath

Brand und Raub und machte es sich überdies nach der Erzählung Einiger zinspflichtig. Bei allen diesen Vorfällen verblieben die Armenier wie starke Ringer standhaft und unentweglich im seligmachenden Glauben. Daher hätten sie eigentlich, ja mit der größten Wahrheit das Wort des Propheten sagen können: „Dies alles ist über uns gekommen, und wir haben doch deiner nicht vergessen!" [1]) Und wiederum: „Da wir um deinetwillen den ganzen Tag erwürget werden, so sind wir wie die Schlachtschafe geachtet!" [1])

Um das Jahr 1333 floß die Rhone anwachsend und austretend so sehr über ihr Bett hinaus, daß sie viele Ortschaften in Gallien, bald Dörfer, bald Städte verheerte, und theilweise oder ganz von Grund aus zerstörte, so daß sie den Menschen einen schweren und unerträglichen Schaden zufügte. Denn in einem reißenden und überstürzenden Laufe kam sie wie ein unerwartet losgebrochener Strom daher und verwüstete alles, was ihr entgegentrat.

Ferner um diese Zeit trugen die Reben in einigen Gegenden Deutschlands, wie in Küssaberg und Thiengen [2]), und an andern benachbarten Orten so üppige Frucht, daß der Gefässe Menge nicht zu haben war, welche die überquillenden Weine hätten fassen und halten können, noch auch fanden sich Käufer. Und so verarmten die Weinbauern. Damals war der Saum Wein kaum in einem Preise von 18 Pfenningen constanzer Münze. [3])

Um das Jahr 1327 verordnete der Bischof Rudolf von Constanz, von Montfort stammend, daß Juni.
seine ganze Geistlichkeit in Constanz auf eine bischöfliche Synode geladen, untersucht und für ihre Uebertretungen zurechtgewiesen werde; und daß die Geistlichen einer den andern eifrig und pünktlich zur Berichtigung ihrer Vergehungen anklagen sollten, gab er strenge Vorschrift. Sie gehorchten seinem Befehl und thaten dies vor den Prüfungsführern und Untersuchern, die hiezu gewählt und angestellt waren, scharf genug, wie einige aus ihnen mir darlegten. Sie bürdeten ihnen, wie sie belehrt und

---

Humberts rückgängig wurde, und brachte es durch geistliche Bearbeitung endlich dahin, daß der Dauphin wie weltscheu die Kutte nahm und sich ins Kloster verbarg. Aber vorher hatte er noch feierlich die schöne Dauphiné an den ältesten Sohn des französischen Thronerben abgetreten, der nachher als Karl V. das Scepter, reich geschmückt mit der neuen Gabe, in Frankreichs wieder vergrößerter Macht führte. Das war im Jahre 1349 geschehen. Von da an wurde es in Frankreich stehender Modus, daß je der älteste Sohn des Königs Wappen und Titel eines Dauphin bekam.

[1]) Es sind die Verse 18. und 23. von Psalm 44, in unserer Bibel mit einer etwas veränderten Satzfügung.

[2]) Dieses Thiengen — nicht zu verwechseln mit dem ähnlich lautenden Thengen im badischen Seekreis und Amt Blumenfeld, und mit Taingen oder Thayngen im schaffhausischen Landgericht Reyath — ist eine Stadt im badischen Oberrheinkreis und Amt Waldshut. Von dem unweit abliegenden Küssenberg stehen heute noch die Ruinen.

[3]) Die 18 denarii Vitodurans. sind 18 Pfenninge oder $1\frac{1}{2}$ Schilling, die aber zu jener Zeit, z. B. im Jahre 1335 so viel Silbergehalt trugen als jetzt 1 Fr. 25 Rp. Rechnen wir dazu, daß der damalige Geldwerth wenigstens vier bis fünf mal größer war als der jetzige, so stehen die 18 Pf. oder $1\frac{1}{2}$ Sch. 6 oder 7 heutigen Franken gleich, freilich noch immer, wenigstens nach unserm jetzigen Stand und Tausch der Dinge gemessen, ein sehr erträglicher Preis für einen Saum Wein.

unterrichtet worden waren, nur Geldstrafen oder Bußen auf und brachten so für den Bischof ein überaus großes Geld zusammen. Denn der eine wurde zu 10, der andere zu 20, der dritte zu 30 Pfund [1]), je nach der Größe und Absonderlichkeit der Uebertretungen, verurtheilt. Sie gingen daher sowohl wegen der ihnen angethanen Gelderpressung und Ausschindung als wegen der Strenge der Untersuchung sehr betroffen nach Hause. Der Bischof aber bereicherte sich ungemein.

Im Jahre 1337, wie ich durch die Berichterstattung desjenigen erfahren, der persönlich dabei war, als 3000 Türken das Reich des Königs oder des Kaisers der Griechen anzufallen sich angeschickt hatten und dem Eingange in dasselbe schon nahe gekommen waren, sammelte der König der Griechen, gemahnt, so schnell er konnte das Volk, zog zu Schiff gegen sie aus und zwang sie Halt zu machen, indem er ihnen Erstaunen und Schrecken einflößte Ueberdies stellte sich sein Marschall mit tausend Mann Fußvolk auf einen ziemlich hohen Berg ebenfalls gegen die Feinde. Vierzig Söldner des Königs von Griechenland aber, aus Deutschland gebürtig, von denen nur fünf Schwaben waren, später ausziehend als die übrigen und den Spuren ihrer Herren zu folgen nicht im Stande — denn bereits waren ihnen diese aus den Augen — schritten zwischen des Königs und des Marschalls Haufen mitten durch und sahen sich dem Lager der Feinde gegenüber gestellt. Als sie erkannt hatten, daß es die Türken, die Feinde des Königs, waren, machten sie, vom Glaubenseifer entflammt und auf die göttliche Kraft vertrauend, den Angriff auf die Feinde allein in aller Zuversicht und Mannhaftigkeit und wütheten mit Gottes unterstützender Hülfe so sehr wider sie, daß sie von ihnen 1500 Mann tödteten, die übrigen gefangen nahmen. Unter diesen führten sie einen Herrn gefangen, der vorher drei Städte dem Kaiser der Griechen gewaltsam entrissen hatte und nun unter seine Botmäßigkeit gezwungen hielt. Sie plünderten ihn sammt den andern aus, und die Städte oder Dorfschaften, die dem König genommen waren, gewannen sie wieder. Viele auch der Türken wurden nach ihrer Gefangennehmung von den Deutschen ermordet, nicht nur um von ihnen durch des Todes Folter Geld zu erpressen, sondern auch um den Unflath ihrer Abgötterei auszurotten und von der Erde wegzutilgen. Ja sie hätten noch weit schärfer gegen dieselben gewüthet, wenn sie von dem Kaiser und seinem Marschall, die zu ihrer Hülfe herbeigeeilt waren, als sie von ihrem Heldenmuthe hörten und nun dessen Proben sahen, nicht zurückgehalten worden wären. Doch wurde noch, ehe der Kaiser und Marschall von ihren Orten her ankamen, der Türken Niederlage von den Deutschen in wunderbarem Triumphe beinahe vollendet, durch die beiden erwähnten aber zum glücklichen Ziele geführt.[2])

---

[1]) Auf ein Pfund gingen 20 Schillinge oder 240 Pfenninge, nach unserm Gelde etwa 17 Fr., somit betrugen die Bußen 170, 340, 510 Fr., in der That sehr bedeutende Geldstrafen für damalige Zeit und Verhältnisse.

[2]) Die ganze Erzählung zielt augenscheinlich darauf hin, die außerordentliche Wunderkraft der Christgläubigen als solcher gegen die Türken als Ungläubige oder Heiden ins Licht treten zu lassen. Das ist der Hauptzweck, alles Uebrige untergeordnet. Daher keine Namen von Personen, von dem Gebiet des Kampfes, keine weitern Angaben von der eigentlichen Veranlassung und Beendigung des Einfalles selbst. Wir haben also keine geschichtlich orientirte Darstellung. Es möchte auch schwer sein, dieselbe mit den Blättern der Geschichte

Derjenige, der mir diesen Krieg erzählt hat, bezeugte, daß es sich in That und Wahrheit so verhalte, vor mir und vielen andern Menschen kräftiglich. Er war einer der oben berührten Schwaben.

---

in der Hand herzustellen, da es in dem damaligen Zustande Griechenlands oder des griechischen Kaiserthums sehr häufig geschah, daß die Türken dergleichen Einfälle in das Reich versuchten. Dennoch mögen hier nach beiden Seiten hin, der Christen und der Türken, einige Grundzüge gegeben sein, aus denen sich ein Gesammtbild gewinnen und in dasselbe die Anschauung eines solchen Kampfes einfügen läßt. Am byzantinischen Hofe war es seit langer Zeit die Liebhaberei der Kaiser geworden, mehr Theologie als Politik zu treiben, mehr die Streitfragen der Kirche als die Interessen des Staates zu behandeln. War dies doch der vorzüglichste Grund gewesen, daß der unglückliche Kaiser Michael Paläologus 1282, von außen und innen verwünscht, vom Papst zu Rom und vom eigenen Patriarchen zu Konstantinopel aus der Kirche gestoßen, mit Leid und Gram ins Grab sank. Aber sein Sohn und Nachfolger, Andronikus „der Aeltere", nahm an des Vaters Gang und Geschick keine Lehre. Er konnte sich keck mit Philosophen und Theologen messen, das Studierzimmer nahm ihm den Tag und die Disputationen mit seinen Erzbischöfen den Kopf weg, kurz die Regierungssorgen ließ er andere tragen oder auch nicht tragen. Dabei kam er auf den sonderbaren Einfall, an seinem Hofe ein kaiserliches Dreigestirn, vielleicht nach dem damals so viel besprochenen Dogma der Trinität als irdisches Abbild derselben, zu halten, von welchem er selber das leuchtendste Haupt sein wollte. Er gab nämlich seinem Sohne Michael II. und zugleich dessen Sohne Andronikus, also seinem Enkel, Andronikus „dem Jüngern", ebenfalls den Kaisertitel. Der Sohn Michael starb 1320 und mit dem Enkel entzweite sich der Großvater. Er hätte sich nun seiner leicht bemeistert, da Andronikus der Jüngere allen Lüsten hingegeben war und jedermann darthat, daß er ebenso wenig Tugend zu einem Throne als Selbstständigkeit zu einer Handlung besaß. Aber ihm schlossen sich zwei Männer an die Seite, die seine Stellung gegen den Großvater sicherten und seine Ansprüche gegen ihn spannten. Das war ein Johannes Kantakuzenus und ein Syrgiannes, seine Rathgeber zu Hause und seine Führer im Felde. So war der Thron getheilt, die Regierung zerrissen, das Reich in zwei einander feindlich gegenüberstehende Lager abgesteckt. Unterdessen benützten die Lateiner, Bulgaren, Kumanen, Slaven von verschiedener Herkunft und Landschaft, und vor allen aus die Türken diese Lage des entkräfteten Griechenstaates, fielen bald hier, bald dort ein, führten alle aufgerafften Schätze weg und ließen dafür die Gräuel der Verheerung hinter sich. Als dann der Enkel unter der Anleitung der zwei Beiständer den Großvater vollends dazu nöthigte, das allseitig geschwächte und gefährdete Reich mit ihm zu theilen, da war dem täglich wachsenden Feind, den Türken, Thür und Thor aufgeschlossen und die Bahn zu jenem Triumphe geebnet, den die rohen Horden über abendländische Politik, Kultur und Wissenschaft nach und nach errangen und den sie ein Jahrhundert später in der Eroberung von Konstantinopel wenigstens an Europas Ostseite auf die Spitze brachten. Und eben damals, wo die beiden Andronikus das griechische Scepter in schwacher Hand hielten, schien die Macht der Türken in schreckenerregender Steigerung begriffen. Es waren die osmanischen Türken, die ihre Herrschaft über der zerrütteten Herrlichkeit der Seldschucken aufrichteten. Zu Iconium, der Hauptstadt der kleinasiatischen Landschaft Lycaonien, hernach Konjeh, fristete der Seldschucken letzter Sultan eine sterbende Majestät, belehnte den Emir Osman mit Roßschweif und Kaftan oder Adelsrock und andern Herrschaftszeichen, und behielt für sich als das höhere Haupt nur noch das Recht, die Münze zu schlagen und am Freitag das Gebet in der Moschee zu halten. Aber Osmans Sohn, Urchan, von 1326—1360, also gerade in die vom Chronisten angesetzte Zeit fallend, zog auch noch jenes zwiefache Recht an sich, und das osmanische Reich stand nun in allen Gewalten fertig da. Was ihm seine rings gefürchtete Macht verschaffte, war besonders das neue Kriegswesen, durch welches Urchan die ungeregelten Streifzüge in eine geordnete Kriegsführung umzuwandeln verstand. Das geschah durch die Errichtung einer regelmäßigen Infanterie, die Jenitschere, gemeiniglich Janitscharen, d. h. neue Truppen, und einer regelmäßigen Kavallerie, die Spahis. Begreiflich nun, daß solchen Feinden das morsche Griechenreich nicht mehr Stand zu halten vermochte und daß daher noch viele solcher Anfälle oder Einfälle erfolgen, wie uns Vitoduran einen vorführt, ohne daß wir also anzugeben wüßten, welcher unter den vielen ganz genau der hier berichtete sei.

Als auch um jene Zeit aus verschiedenen Gegenden und Nationen so viel Volk die Schwellen des hl. Jakobus zu besuchen eilte, daß es das Land fast in einem Umfange von zwanzig Meilen einnahm, traf es sich, daß der König von Castilien mit mehrern andern christlichen Königen des Westens gegen einige heidnische Könige, mit ihnen zu kämpfen und zu streiten, auf der Gegenseite so lange aufgestellt war, bis ein ganz schauriger und bitterer Hunger unter ihnen so sehr überhand genommen hatte, daß sie, wenn sie sich gegenseitig gefangen hatten, einer sogar den andern aufzehrte, auf solche Art, daß sie den Körper mit den Eingeweiden in den Rauch des Feuers hingen und ihn, nachdem Füße und Köpfe abgeschnitten worden, nach kurzer Weile verschlangen. Als nun, wie gesagt, die Pilger zum hl. Jakobus in der größten Menge sich sammelten, bat der König von Spanien, der von den feindlichen Götzendienern nach allen Seiten in die bittersten Bedrängnisse gestellt war, auf das flehentlichste, sie möchten den hl Jakob, für dessen Namen und Verehrung sie sich den Mühen des übernommenen langen Weges und der Einsamkeit der Verbannung ausgesetzt hätten, mit innigen Gebeten anrufen, daß sie durch seine Dazwischenkunft und wirksame Vermittlung bei dem Herrn für ihn und seine Heere den Sieg über die Gegner erlangten, indem er sie in ihre Hände gebe und sie selbst von denselben gnädiglich befreie, damit nicht der Name des Herrn zur Verspottung und Lästerung bei den Feinden des Kreuzes Christi gehalten würde, indem sie sagen: „Wo ist ihr Gott, auf den sie Vertrauen hatten?" [1]) Denn wenn es anders käme, so liefe der rechtmäßige Glaube Gefahr, für den Ruhm von dessen Kraft, für die Erhöhung und Befestigung von dessen Wahrheit er sich den Gefahren seines Gutes und Leibes beinahe täglich aussetze und verfälle, indem er den Kampf gegen die Ungläubigen bestehe. Als dies die wallfahrenden Brüder des hl. Jakob aus verschiedenen Gebieten der Christenheit vereint andächtig gethan hatten, erschien einigen aus ihnen der hl. Jakob [2]) in einem Gesicht, tröstete sie, sagte den

---

[1]) 5 Moses 32, 37.

[2]) Seit dem 9. Jahrhundert war in Spanien und anderwärts die Sage in Umlauf gekommen, daß in Compostela, der Hauptstadt der spanischen Provinz Galizien, durch eine göttliche Offenbarung der Körper des Apostels Jakobus des ältern aufgefunden worden sei Die Sage wird um so unbegreiflicher, wenn man vergleicht, daß sie in so gar keine Uebereinstimmung mit dem Bericht der Apostelgeschichte 12, 1 und 2 zu bringen ist, wo deutlich angegeben wird, daß der König Herodes den Jakobus, den Bruder des Johannes, mit dem Schwert getödtet habe. Es war Herodes Agrippa und die Enthauptung fiel in das Jahr 44. Dennoch gewann die Sage in den Regionen des leichtgläubigen Zeitalters Raum und begreiflich war es zuerst der um seiner Heimath willen entglühte Spanier, der ihr im heißen Eifer das Wort redete und ihr Bewunderung weckte. Bald erhoben sich Kirchen und Klöster um die heilige Stätte des vermeintlichen Grabes; Bischöfe ließen sich hier als am gesegnetesten Orte weihen; Kranke, hieher getragen, gingen gesund von dannen; häufige Wunder anderer Art geschahen zum Erstaunen der zahllosen Pilger, die in immer wachsenden Schaaren nach San Jago von Compostela gezogen kamen. Von nun an galt es für ausgemacht, daß Jakobus Spaniens Apostel und Schutzheiliger seit den Anfängen der Kirche gewesen sei, und es fehlte sogar nicht an Stimmen, die diesen Wallfahrtsort als würdiges Ebenbild an die Seite von Rom und Jerusalem setzten. Denn waren selbige Städte die ehrwürdigsten Zielpunkte frommgläubiger Gemüther, weil sie durch den Märtyrertod von Aposteln geheiligt worden, trugen sie deßhalb den hehren Namen **limina apostolorum** und sammelten sie eine ungeheure Menge von **peregrini** (woher **pélerins** und Pilgrime) um sich, so hob man von Spanien aus hervor, daß ja auch

gläubigen Königen den Triumph voraus und kündigte ihnen auf das gewisseste an, daß sie vermöge seiner Dazwischenkunft von Gott erhört seien. Sobald sie dies dem Könige von Spanien gemeldet hatten, griff er sicher und unzaghaft die Ungläubigen an, von denen er mit seinen Leuten eine große Menge durch das Schwert umbrachte, die übrigen aber die Flucht ergriffen. Diesen lobenswürdigen und ruhmvollen, von Gott erhaltenen Triumph berichteten die rechtgläubigen Könige durch schnelle Boten eifrigst dem ganzen umliegenden Lande, damit dessen Inwohner für den so feierlichen Sieg Gott und dem hl. Jakob des Lobes Preis in Festgesängen und Liedern abstatteten. Das sahen und hörten die Pilger, als sie auf ihren väterlichen Boden zurückkehrten, viele Tagreisen lang mit ihrem größten Jubel. Diese Geschichte des gemeldeten Krieges hat mir einer meiner Landsleute [1]), ein glaubwürdiger Bürgersmann, der damals einer der Pilgrime zum hl. Jakob war, unter der zuverlässigsten Verbürgung seiner Worte dargestellt.

In dieser Zeit erhub sich auch ein Streit zwischen dienstpflichtigen Herren und bloßen 1337.
Rittern einerseits, und Herren des freien Standes und hohen Ranges andrerseits im Lande Thurgau, nämlich zwischen den Herren von Rosenberg [2]) und Baldegg [3]) sammt ihren Anhängern einerseits, und denen von End [4]) und dem Grafen von Bregenz [5]) mit ihren Anhängern andrerseits. Als die Zwietracht dieses Krieges einige Zeit gedauert hatte, traf es sich, daß der Herr Graf von Bregenz zur Mißachtung der Feinde in das Schimpfwort ausbrach: „Wir wollen sehen, ob wir

---

Jakobus ein Apostel gewesen, daß Compostela durch sein Grab dieselbe Auszeichnung wie Rom und Jerusalem erhalten habe und sich sonach auch mit dem nämlichen Namen **limen** oder **limina** schmücken dürfe. Eben hierauf gestützt kam von den Pilgern nach Compostela der Ausdruck in Uebung, den Vitoduran über ihre Wallfahrt beisetzt: **ad visitandum sancti Jacobi limina.**

[1]) Also ein Bürger von einer der thurgauischen oder zürichgauischen Städte.

[2]) Es gab Dienstleute des Abtes von St. Gallen, die in Rorschach ihren Sitz hatten und sich daher „von Rorschach" nannten. Gegen das Ende des 12. Jahrhunderts siedelte ein Zweig derselben auf eine Burg zwischen Goßau und Herisau über, welche sie etwas nördlich von Herisau wahrscheinlich selbst erbaut und nach den Rosen ihres Wappens Rosenberg genannt haben. Von da an trug stets ein Zweig des Geschlechtes den Namen Rorschach, der andere den Namen Rosenberg. Als 1305 einer aus jenen zahlreichen „Eglolfen von Rosenberg" vom Abte St. Gallens die Burg bei Bernang (Bernegg) im Rheinthale erkaufte, trug er seinen Namen Rosenberg auch auf diese Burg über, und solche Rosenberge von Bernang sind vielleicht hier gemeint. Nicht zu verwechseln mit dem Schlosse Rosen b e r g ist der Thurm Rosen b u r g, westlich von Herisau, der zwar auch den Rorschach oder Rosenberg bei Herisau gehörte, aber niemals Bedeutung hatte

[3]) Sie waren ursprünglich eine aargauische Ritterfamilie, Dienstleute der Habsburger. Ihr Stammsitz ist Burg Baldegg am gleichnamigen See im luzernischen Amt Hochdorf. Einer derselben, Hartmann von Baldegg, der Sohn, vermählte sich gegen das Ende des 13. Jahrhunderts mit Gepa, der Erbtochter des reichen sct. gallischen Dienstmannes Walther von Elgg, kam dadurch in Verhältnisse mit St. Gallen und zu Besitzungen in dortigen Gegenden. Einer seiner Nachkommen ist hier anzunehmen.

[4]) Die End, auch Ende oder Enne, sind ein freiherrliches Geschlecht. Den Namen erhielten sie von dem Stammsitze, einer einstigen Burg im sct. gallischen Gericht Tablat. Sie sind hauptsächlich auch durch ihren Besitz der Burg Grimmenstein bekannt, die im Rheinthal bei Höchst stand und gar wohl das hier von Vitoduran erwähnte **„castrum"** sein kann.

[5]) Es ist Graf Ulrich II. von Montfort = Bregenz zu verstehen.

diese Molosserhunde mit den Zähnen zerreißen und zu ihrer Schande bezwingen können!" Das war eine Pflanzsaat größern Hasses, Streites und Feindseligkeit. Denn der Herr von Baldegg sagte, als er es hörte: „Seitdem wir von der Gegenpartei Molosserhunde geheißen worden, wollen wir auch wie Molosserhunde thun und die Hasenhunde zuletzt mit grausen Bissen bezwingen!" [1]) Und nun sammelte er viele bewaffnete Untergebene, die ihm unterthänig waren, sammt den Untergebenen seiner Mithelfer, und zog in Wuth gegen ein Schloß eines vorzüglichen Feindes, nämlich des Herrn von End, und was vor dem Schlosse gefunden wurde, verwüstete er. Er schnitt nämlich, wie man sagt, die Reben ab, verbrannte die Häuser, zerstampfte das Getreide und andere Früchte der Erde, trieb und führte das Vieh weg, verheerte auch viele andere Dinge, und kehrte so, nachdem er ihm mehrfachen Schaden zugefügt hatte, mit Ruhm um, indem die Hasen- oder Jagdhunde stumm schliefen und nicht zu bellen vermochten, ja sich nicht im mindesten getrauten. Als daher der Krieg der Haushunde und der Jagdhunde mehrere Tage angedauert hatte und darüber Gespräch und Sprichwort in die ganze Umgegend oder das ganze Gebiet ausgegangen war, wurde endlich Frieden und Eintracht unter ihnen hergestellt. Doch waren die Hasenhunde merklich betrübt.

Ferner verübte um diese Zeit ein Priester aus dem Orden der Hospitalbrüder, der die Pfründe oder Kirche im Dorfe Schliengen [2]) bei Neuenburg im Breisgau versah, die schauderhaftesten und abscheulichsten Mordthaten. Er schlug nämlich seinen leiblichen Bruder im Hauskeller, als dieser sich nicht im mindesten dessen versah und die Bosheit desselben in keinen Zeichen oder Vermuthungen merkte, mit einem Beil bis auf den Tod. Dann brachte er zwei andere Personen, welche, laut damaligem Gerede durch ihn verlockt, wie es vorher sein Bruder gewesen, hinter einander in den Keller getreten waren, von einem teuflischen Antrieb gehetzt, auf ähnliche Weise um. Er schnitt sie in Stücke, packte sie in ein Faß und ließ sie durch seinen Knecht, der von der Schandthat ganz und gar nichts wußte, als wenn er Wein auf dem Wagen hätte, nach Neuenburg führen. Wie er in die Thore der Stadt einfuhr, wurde er, was er im Fasse verborgen herbringe, auf Gottes Wink verzeigt und ergriffen.

---

[1]) Unser Chronist bringt uns mit den „Molosserhunden" und „Hasenhunden" zwei Bezeichnungen, die wir uns mehr nach seinem Sinne gewählt als nach der alten Sprache genommen denken müssen. Molosserhunde, **molossi**, hießen im classischen Latein vorzügliche, überaus geschätzte Jagdhunde, von den Molossern, einer Völkerschaft im alten Epirus, von denen sie bezogen wurden. Vitoduran aber stellt sie just den **canes leporini**, oder wie er sie auch nennt **venatici**, gegenüber und nimmt sie daher ohne Zweifel als große gewaltige Haushunde, etwa unsere Doggen, Rüden. Er mochte, mit der classischen Bedeutung von **molossi** wahrscheinlich nicht bekannt, auf onomatopoetische Weise oder durch den Ton des Wortes selbst veranlaßt worden sein, das mit seinen O-Lauten den brummenden Rüden gleichsam nachahmt. Dem gegenüber sind ihm dann die Hasen- oder Jagdhunde soviel als Windspiele, furchtsame flüchtige Springinsfeld, ohne standhaltenden Muth. Die beiden Stichwörter so gefaßt, ergibt sich der Sinn der Sache, auf den es gerade ankommt, von selbst.

[2]) Es liegt im badischen Oberrheinkreis am schliengener Berge, durch welchen die früher große Verkehrsstraße von Frankfurt nach Basel führte. Der Flecken ist außer seinen Produkten Getreide, Wein, Eisensteingruben, Jaspis, auch geschichtlich bekannt, indem bei Schliengen 1796 im Oktober Erzherzog Karl mit seinen Oestreichern die Franzosen unter Moreau schlug.

Da er nun von den Bürgern an den Stock oder Pfahl geworfen wurde, als ein Uebelthäter und des Verbrechens Schuldiger, erzählte er, um seine Unschuld zu beweisen und sich über die vorgeworfenen Dinge zu rechtfertigen, der Ordnung nach den Hergang der Sache, wie es ihm jener Geistliche, sein Herr, aufgetragen habe. Sie sahen ein, daß er vom Verbrechen rein war, und gestatteten ihm, frei und unbeschädigt weiter zu gehen. Den Priester aber als den Urheber des Verbrechens, der eben in die Stadt hereinkam und dem Knecht, wie er sich vorgenommen und ihm vorausgesagt hatte, nachging, ergriffen sie und stellten ihn vor die Hospitalbrüder[1]), die daselbst ihren Wohnsitz hatten, daß sie ihn

---

[1]) Es ist der Orden der Hospitalbrüder des hl. Johannes von Jerusalem, später auch unter dem Namen der Johanniter-, Rhodiser- und Maltheser-Ritter bekannt. Irgend einen dieser Namen findet man in jeder Geschichte geschrieben. Weniger bekannt möchte die erste Anlage und dann die eigentliche Stiftung des Ordens sein, weßhalb hier eine etwas genauere, wenn auch immerhin kürzere Angabe darüber um so eher am Platze sein dürfte, als der Orden in unserer Chronik schon bis anhin mehrmals angeführt worden ist und künftig noch öfter berührt wird. Schon im zehnten Jahrhundert hatten von Amalfi aus, jener neapolitanischen Seestadt, welche im Mittelalter einen so reichen Flor des Glückes gewonnen, Kaufleute Handelsverbindungen mit Syrien angeknüpft. Sie wurden nun solcher Geschäfte halber häufig ins Morgenland geführt und besuchten dann gelegentlich auch die heiligen Stätten in Palästina, die ja längst, schon von den ersten Jahrhunderten der Kirche an, als das höchste Sehnsuchtsziel jedes frommen Pilgers gegolten hatten. Zu Jerusalem gab es aber nur Kirchen für Griechen und überhaupt morgenländische Christen, was lateinischen oder abendländischen Christen sowohl in Rücksicht auf die Sprache als auf andere Eigenthümlichkeit in Glauben und Cultus nicht zusagen konnte. Die Kaufleute von Amalfi hegten daher den Wunsch, in der hl. Stadt auch eine Kirche für sich zu bekommen, wo der Gottesdienst nach i h r e r Art, in lateinischer Weise und Sprache gehalten würde. Diesen Wunsch brachten sie, so oft sie in Jerusalem erschienen, von neuem vor, und da sie durch Handel und Waaren, die in jenen vom Verkehr abgelegenen Gebieten des Morgenlandes sehr willkommen hießen, besonderes Ansehen, infolge davon mancherlei Vergünstigungen genossen, so gab der Chalif von Aegypten auf ihre Bitte endlich Gehör und gestattete ihnen, eine lateinische Kirche zu bauen. Sie setzten dieselbe nahe an die Kirche des hl. Grabes und widmeten sie der Jungfrau Maria, fügten aber noch ein Kloster hinzu, in welchem abendländische Pilger unter Umständen Aufnahme oder Unterhalt oder Beschützung finden könnten. Man nannte es — zum Unterschiede von allen andern — das l a t e i n i s c h e Kloster (monasterium de Latina). Nun gab es unter den Wallfahrern gar nicht selten Frauenspersonen, namentlich Wittwen, und um diesen zur Befriedigung ihrer frommen Gefühle und zur Verrichtung ihrer lang gehegten Andacht auf dem geheiligten Boden einen ungestörten Ort anweisen zu können, legte man gerade für sie allein ein abgesondertes Bethaus an und richtete nebenan eine Wohnung zu einer etwaigen Speisung oder Nachtherberge ein. Daraus wurde das Kloster der hl. Maria Magdalena und die Schwestern des Klosters übernahmen das freundliche Amt, die weiblichen Pilgrime zu bedienen und zu besorgen. Doch genügte auch dies den steigenden Bedürfnissen nicht mehr, die mit den immer zahlreichern Wallfahrern eintraten. Es trafen deren viele aus allerlei Nationen und von den verschiedensten Ständen hier, bei Jerusalem zusammen, von den Mühen des Weges, oft einer langen gefahrvollen Reise erschöpft, des Geldes, des Gewandes, jedes benöthigten Unterhaltes entblößt. Ganze Schaaren lagerten hungrig und halb nackt bisweilen vor den Thoren der Stadt, ohne den Eintritt erhalten zu können, weil sie das hiezu erforderliche Geldstück den muhammedanischen Wachen nicht zu entrichten vermochten. Und war es ihnen durch die barmherzige Unterstützung oder sonstige Vermittlung anderer Christen auch ermöglicht, in die Stadt einzuziehen, so mangelte ihnen hier wieder jegliche Erquickung und Zufluchtsstätte, außer was ihnen von Seiten der genannten Klöster geleistet werden konnte, so daß sie auf den eilenden Gängen von einer Heiligthumsstätte zur andern ermüdet in den Straßen oder wo es war, über die Nacht liegen blieben und manchmal durch muhammedanische Hände den Tod fanden. Es hieß eine dringende Nothwendigkeit, solchem Elend der Glaubensgenossen entgegen-

nach ihres Ordens Form und Forderung züchtigten. Sie weigerten sich, ihn aufzunehmen, ja stellten es kräftiglich in Abrede, daß er ihr Mitbruder wäre. Als nun die Bürger dies sahen, schafften

---

zugehen oder vielmehr zuvorzukommen. Daher wurde neben der Kirche eine Anstalt zur Versorgung gesunder und kranker Pilger in gewisser Weise ein Wirthshaus oder Hospital errichtet, und zum Unterhalt derselben aus den beiden Klöstern hieher gebracht, was nach Vermögen und Zuständen möglich war. Zum Schutzheiligen der Stiftung wurde Johannes der Täufer gewählt, und die Angehörigen des Spitals Hospitalbrüder (hospitalarii) oder auch Johanniter genannt. Aber ein Kapital oder Vermögen, woraus bestimmte Einkünfte für sämmtliche Anstalten geflossen wären, war nicht vorhanden. Die Kaufleute von Amalfi sammelten jährlich unter einander ihre Beiträge und legten sie dem Abt des Klosters in die Hand, der die Summe nach Zeit und Zuständen zu Unterstützungen der Pilger verwenden sollte. Sobald aber Jerusalem unter Gottfried von Bouillon in die Gewalt der Christen gekommen war, gestalteten sich auch diese Verhältnisse rasch anders, und das Hospital erwuchs zu einem selbstständigen Institut, das seine Abhängigkeit vom Kloster so bald als möglich zu beseitigen bemüht war. Es erhielt schon 1099 den ersten eigenen Vorsteher an Gerhard, der für sich und die Brüder, die mit ihm Dienst im Spital leisteten, gewisse Bestimmungen im Sinne einer Mönchsverfassung aufstellte. Sie legten ein feierliches Gelübde der Treue und Aufopferung ab und hefteten ihrem Kleid vorn auf der Brust ein Kreuz an. Jetzt sagten sie sich offen vom Abte los und bezeichneten sich mit ihrem eigonen Namen als „die Hospitalbrüder des hl. Johannes von Jerusalem." Immer mächtiger erhob sich die Verbindung und immer zahlreicher wurde der Eintritt in dieselbe. Man zählte Priester von verschiedenen Stufen, Laien von verschiedenen Ständen darin, und darum gab der zweite Vorsteher, der berühmte Raimund du Puy (de Podio in Frankreichs Langued'oc) der Gesellschaft eine noch bestimmter gefaßte Regel, wie sie einem solchen Ordensbund aus Geistlichen und Weltlichen zu ziemen schien. Nach dieser Regel übernehmen die Hospitalbrüder die drei gewöhnlichen Gelübde: Armuth, Keuschheit, Gehorsam; sie müssen für die Armen Almosen sammeln; sie dürfen nichts für sich selbst verwenden und überhaupt kein Geld zu eigen haben; sie sind zur strengsten Zucht und Mäßigkeit verpflichtet, und sollen auf allen ihren Kleidern oder Mänteln das Kreuz tragen. Von allen Seiten flossen dem Orden Hülfsgelder, Geschenke, selbst große Vergabungen zu, und Raimund, der nun den Titel magister, Ordenshaupt oder Ordensmeister führte, konnte dem König von Jerusalem berichten, sie seien so reich geworden, daß sie aus ihren Gütern Waffen kaufen, Leute dingen und vollständige Rüstungen veranstalten könnten, um als wohl ausgestattete Krieger gegen die Türken in Kampf zu ziehen. Wenn er sie brauche, so habe er nur zu gebieten. Der bereitwillige Eifer wurde gerne angenommen, und nun theilte Raimund den Orden in drei Klassen ab, in Ritter, in Priester und in dienende Brüder. Die Ritter zogen als Adelige, die dienenden Brüder als gewöhnliche Soldaten in den Krieg, die Priester besorgten die kirchlichen Verrichtungen des Ordens. Die neue Ordnung bestätigte der Papst Innocenz II. im Jahre 1130 und bestimmte noch dazu, daß die Fahne der Ritter ein weißes Kreuz im rothen Felde zeigen sollte. Ein frischer feuriger Geist belebte die Glieder des Ordens und brachte sie als tapfere Krieger und Ritter in einen bewunderten Glanz. Der Ruhm ihrer Heldenthaten strahlte durch Morgen- und Abendland, neigte ihnen die Herzen von Fürsten und Päpsten zu und gewann ihnen unzählige Vergünstigungen und Verschenkungen. So sprach ihnen, „da sie so wackere Beschützer des hl. Landes seien", der König von Jerusalem im Jahre 1333 die Stadt Versaba zu, und Alfons I. von Aragonien vermachte ihnen nicht lange darauf einen Theil seines Gebietes. Sie trugen noch weiter mit manchem kühnen Zug, mit mancher tapfern That solche Preise, die Gunst der christlichen Herrscher, die Bewunderung der christlichen Völker davon, und wußten ihrem Namen die außerordentliche Glorie durch die ganze Zeit der Kreuzzüge in immer höherem Grade zu erstreiten. Als mit Ptolemais für die Christen Palästinas letzter Sitz und Besitz verloren gegangen war, ließen sich die Johanniter auf dem naheliegenden Cypern nieder, eroberten von hier aus Rhodus, hießen nun Rhodiserritter, siedelten später nach Malta über und erhielten darob den letzten Namen Maltheserritter, lauter Namen, unter denen der Orden besonders im Munde des Volkes und im Verkehr des Lebens bekannt war, während er in Büchern und Schriften doch noch häufig mit der ursprünglichen Benennung der Hospitalbrüder,

sie ihn durch Beinbrechen und durch des Rades Todesstrafe aus der Welt. Während dieser Uebelthäter auf das Rad gelegt war, gestand er unter andern, wie das Gerücht von ihm erscholl, daß er viele Jahre das Priesteramt verwaltet und oft im Orden und bei der Besorgung seiner Kirche Messe gelesen und doch nie die Wandlung der Hostie in den Leib Christi vollzogen habe.

Im Jahre 1336 brachten die Weinberge der Zürcher gegen ihrer Natur alte Gewohnheit einen so guten Wein, daß er nach dem Urtheil Vieler dem elsäßer Wein gleich geachtet, ja, um richtiger zu reden, weit vorgezogen wurde. Vorher jedoch war er so sauer und herbe gewesen, daß er die eisernen Hahnen der Fässer, in denen er aufbewahrt und aus denen er ausgeschenkt wurde, abfraß. Damals aber war er so gemildert und versüßt, daß er nachher bis auf den heutigen Tag die alte Schärfe nicht wieder annahm.

In einem Jahre aber, welches dem eben berührten Jahr zu andernächst oder zunächst voranging, am Fest des hl. Georg, wurden die Reben sowohl in Deutschlands als in Italiens Gegenden durch den Frost so zerstört, daß sie in jenem Jahr fast gar keine Frucht brachten.

Auf den verstorbenen Papst Johann XXII. folgte Benedikt XII. vom Orden der Cistercienser.[1]) Derselbe änderte den Zustand seines Ordens durch vielerlei Verbesserung und Berichtigung um. Das that er fortfahrend auf ähnliche Weise mit dem Zustand der Minderbrüder und beschied, um dies umsichtiger thun zu können, mehrere von den Häuptern desselben Ordens vor sein Angesicht, hielt mit ihnen eine lebhafte Unterredung über den Zustand des Ordens, und erneuerte ihn mit dem Bemühen, ihn durch Berichtigung auf das Bessere hinzubringen, in Rücksicht der meisten Vorschriften. Dann hat er, wie bekannt, dasselbe noch strenger auf gleiche Weise am Orden der Predigerbrüder gethan. Er gestaltete auch durch die Feile der Ausbesserung berichtigend den Zustand der Schwarzmönche einigermaßen um.[2]) Er war um das Jahr 1335 gewählt und saß um die sieben Jahre. Er war ein beleibter Mann, von hohem Wuchse, wie es heißt, der allergrößte Weintrinker.

---

die auch immer unser Chronist braucht, bezeichnet wurde. Die weitere Verfolgung der Geschicke und Geschichte vom Orden liegt außer unserm Kreise.

[1]) Ueber den Orden der Cistercienser verweisen wir auf das Neujahrsblatt von 1859, p. 20 Note 1. — Was die Wahl Benedikts selbst anbetrifft, so ging es damit auf eine etwas eigene Art zu. Der Befehlshaber des Königs Robert von Neapel sperrte im Palaste zu Avignon 24 Kardinäle zum Conclave zusammen. Sie fielen nach mancherlei Streitigkeiten und Wahlgängen zuletzt auf den französischen Kardinal Jakob Fournier, den Sohn eines Müllers aus Saverdun, damals Grafschaft Foix, Departement Ariège, der unter ihnen den unbedeutendsten Namen führte. Sobald er gewählt war, sagte er zu den Kardinälen offenherzig genug: „Ihr habt einen Esel gewählt!" Die Einen legten dieses Wort als Zeugniß seiner Demuth aus, die Andern als Bekenntniß, er sei zu den mit dem apostolischen Stuhl verbundenen Staatsgeschäften nicht befähigt, die Dritten als das unbesonnene Geplapper seiner Dummheit. Er nannte sich dann Benedikt XII.

[2]) Mit diesem Namen Schwarzmönche oder die schwarzen Mönche wurden die Benediktiner von ihrer schwarzen Kleidung her bezeichnet, wie die Augustiner von ihrer weißen Ordenstracht die Weißmönche oder die weißen Mönche hießen. — Der Orden der Benediktiner ist in mannigfacher Beziehung von so eigenthümlicher Art und geschichtlichem Werth, daß es sich der Mühe lohnt, an unserer Stelle etwas ausführlicher seiner zu gedenken. Er war die erste und älteste Mönchsverbindung, die in das Abendland eintrat, und hat dieses Abend-

Zur Zeit desselben wurde zwischen dem Herrn von Klingenberg [1]) und dem Herrn von Bodmen [1]) ein großer und recht feindseliger Krieg begonnen, aber zum großen Schaden des Herrn von Bodmen ausgemacht.

---

land von vornherein vor jenem unvernünftigen Mönchswesen bewahrt, wie es in den Klöstern des Orientes um sich griff oder eigentlich nutzlos wucherte. Hier galt eine müßige Beschaulichkeit, ein unfruchtbares Träumen und Grübeln, nicht etwa über tiefe Räthsel der Weltordnung oder Lebensbestimmung, sondern über leere Sätze und oft lächerliche Phantasien, die in keinen Zusammenhang mit Welt und Menschheit zu bringen waren. Völlig entgegengesetzt nahm der Orden der Benediktiner von Anfang an eine Richtung in sich auf, die immer nur in einer zweckmäßigen Thätigkeit verlief und da oder dort ein Arbeitsfeld heraussuchte, wo praktisch gewirkt, wo etwas Gutes gethan, wo bestmöglich ein äußerer oder innerer Segen erarbeitet werden konnte. Es ist ein besonderes Glück zu nennen, daß der erste Orden des Abendlandes gegenüber den schwärmerischen Klosterzellen des phantasiereichen Morgenlandes diese praktische Tendenz erhielt. Sonst hätten gerade die Klöster der Benediktiner und hinter ihnen die spätern anderer Orden den abendländischen Völkerschaften nimmermehr jene verschiedenen Dienste geleistet, mit denen sie sich in des Mittelalters dürftigen Zeiten und dunkeln Ländern zu wohlthätigen Stiftungen gestempelt haben. Derjenige Mann, der das abendländische Mönchsthum an der Hand solcher guten Grundsätze einführte, war Benedikt von Nursia. Zu Monte Cassino, in einer reizenden Wildniß Neapels, rief er die Mönche als Brüder zu dem schönen Bunde zusammen. Sogleich setzte er die „Regeln" dieses Bundes schriftlich auf und legte damit jedem Ordensmitgliede einen unzweifelhaften Wegweiser vor, daß die Mönche wüßten, wozu sie mit einander ein Kloster bilden, und daß der geschlossene Verein nicht nur von der Klostermauer umhegt, sondern durch des Ordens innern einmüthigen Geist zu einem gewissenhaften Tagewerk zusammengehalten werde. Wer in den Bund einging, wer sich unter die vorgelesenen „Regeln des hl. Benedikt" beugen wollte, mußte feierlich schwören, auf Lebenszeit Gott geopfert, Deo sacrificatus, zu bleiben, aus der Welt und allen ihren Genüssen auszutreten, und nur dem Himmel, nur einem höhern Leben zur Ehre Gottes und zum Segen der Menschheit sich zu widmen. Von nun an begannen für ihn als tägliche Uebungen neben einander das andächtige Gebet und die ungescheute Handarbeit jeglicher Art, der unermüdete Fleiß im Studiren und die menschenfreundliche Pflicht, die Jugend zu unterweisen und die ersten Kenntnisse als Licht Gottes unter die Kinder zu tragen, eine Vorschrift von hoher Wichtigkeit in der Finsterniß jener Jahrhunderte, wo von einer Volksschule, wie unsere Zeit sie genießt, nirgends eine Spur oder Rede war. Da sah man Benediktiner um solcher Arbeit willen alle Lasten leiden, alle Entbehrungen bestehen, sah sie zum Kind in die arme Hütte wandern, zu den irrenden Heiden durch Wüsten und Stürme eilen, um mit des Evangeliums Gottessprache Erleuchtung, Gesittung, Beglückung allen anzubieten. Und fehlte etwa gerade zur Stunde die Arbeit auf dem Felde der geistigen Pflanzung, dann wurde der Acker der Erde umgegraben, Wälder weggeschafft, Moräste und Sümpfe in fruchttragende Auen, öde Wildnisse in blühende Saaten umgewandelt, und durch Klöster der christlichen Bekehrung ein Mittelpunkt, durch menschliche Wohnungen dem veredelnden Familienleben eine Stätte bereitet. Die Klöster der Benediktiner gewährten so unzählige Male Zuflucht jenen Flüchtigen, die vor den Gräueln des Krieges oder mitten aus den Blutscenen der tobenden Schlachten ein Friedensplätzchen suchten. Andrerseits standen diese Klöster unter Völkerschaften, die in Rohheit und Verwilderung dumpf verkamen, mit ihrer Wissenschaft und deren Unterricht wie erhabene Tempel mit ihren Leuchtern da; bessere Kenntnisse und selbst gelehrte Forschungen wurden nur in ihnen geholt, und gewiß ist, daß wir um manchen Schatz der profanen und christlichen Literatur ärmer wären, wenn in den Hallen der Benediktiner nicht so fleißig Bücher abgeschrieben und von einer Hand zur andern weitergeboten worden wären. Dies alles freilich erwarb dem Orden eine wahrhaft unvergängliche Größe, die nicht nur in der ungeheuren Ausdehnung, sondern auch in der reichen Zahl vorzüglicher Männer lag, welche die Regel des hl. Benedikt in den langen Verzeichnissen der Ordensmitglieder aufwies. Zur Zeit Vitodurans wurde berechnet, daß dem Orden der Benediktiner seit seiner Stiftung bis in das 14. Jahrhundert angehört hatten: 24 Päpste, 183 Kardinäle, 1,444 Erzbischöfe, 1,502 Bischöfe, 15,007 Aebte, 5,555 canonisirte Heilige. Als später auf der costnizer Kirchenversammlung ein benediktiner Abt Deutschlands die offene Frage aufwarf, wie viele Klöster dieser sein Orden durch die ganze Christenheit haben möchte, sei sofort eine Untersuchung an-

Denn derselbe wurde vermittelst Brand und Raub durch denjenigen von Klingenberg bis an sein Schloß hin namhaft geschädigt. Unter allen Beschädigungen aber ist eine in meinen Augen wundersame dem Herrn von Bodmen angethan worden Denn das lange Dorf Bodmen, gelegen zwischen dem Bodensee einerseits und einem hohen Berge andrerseits, wurde am hellen Tage, während die Bauern unterdessen in den Waffen auf der Hut waren und das Dorf bewachten, durch eine Feuersbrunst in Staub und Asche verwandelt. Die Dienstleute des Herrn von Klingenberg nämlich stiegen durch den jähen Abhang des Berges, fast nur den Ziegen gangbar, wider der Leute Erwarten wie das Gewild herunter und warfen Feuer in das Dorf und gingen vor dem Zusammenlauf der auf den Wachtstellen zerstreuten Bauern hurtig davon. Doch einige derselben, die ihren Auszug zu verhindern und sie niederzuschlagen suchten, tödteten sie.

Ferner verordneten zur Zeit des Kaisers Ludwig und des Papstes Benedikt XII. die Herzoge von Oestreich, daß in ihrem Lande längs dem Rhein eine neue Münze, nachdem die alte, weil sie schlecht

---

gehoben und gefunden worden, es seien ihrer 15,107. Trotzdem oder vielleicht richtiger gesprochen gerade infolge davon geschah es, daß der Orden seinem ursprünglichen Geist und Wesen je länger je fremder wurde. Er war durch die angewachsenen Güter, ja Reichthümer in den Strom der Versuchungen gezogen, und wurde denselben anfänglich noch Widerstand geleistet, so schlug die Welle des hochschwellenden Ueberflusses zuletzt doch über Kopf und Herz und riß sie mehr und mehr mit sich fort. An die Stelle jener bewunderungswürdigen Weltverläugnung und Aufopferung traten nun Wohlleben und Verweichlichung, und päpstliche Erlasse, Beschlüsse von Synoden und ernste Mahnungen aus dem Schooß des Ordens selbst thaten es einstimmig dar, wie tief das Mönchswesen in seine Verderbniß gesunken und wie dringend es einer Erneuerung benöthigt sei. So verordnete der Papst Clemens V. auf dem Concil zu Vienne 1311 über die Benediktiner: sie sollen bei ihrer alten Kleidung verbleiben, sollen nicht allerlei Trachten erkünsteln oder Moden nachahmen, sollen nicht Gürtel, große Messer oder Sporren tragen, sollen Jagd und Vogelfang unterlassen, daher keine Hunde und Falken mehr halten, sollen jeden Monat wenigstens Einmal zur Beichte und an je dem ersten Sonntag eines Monats zum Abendmahl gehen. Später kamen sogar grobe Ausschweifungen zur Sprache. Man mußte den Aebten untersagen, so kostbare und ärgerliche Reiterei (**equitatura scandalosa**) zur Schau zu bringen; den Mönchen untersagen, die Schwelgerei in Essen und Trinken, die Hoffahrt in der Kleidung, die Vagabondage in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen der Städte oder Dörfer zu führen. Der Erzbischof von Prag, der erste seit 1344 im Amt, Arnest, gebot auf einer daselbst besammelten Synode 1355 allen Mönchen seines Sprengels, in Zukunft nicht mehr zu spielen und zu tanzen und sich vor dem Volke überhaupt nicht mehr so ausgelassen zu betragen. Und auf der Synode zu Nitra in Ungarn — dort sogar, also in nahen und fernen Theilen der Kirche! — im Jahre 1494 wurde über die Bettelmönche unverholen bezeugt, sie seien um Geld, Gaben und Geschenke zu allem käuflich. Um Geld ertheilen sie eigenmächtig Ablaß, dispensiren von Gelübden und Eiden, absolviren von Meineid, Mord und Missethaten und geben mit der unverschämtesten Anmaßung lügend vor, sie vermöchten drei und mehr Seelen von Eltern oder Freunden derer, die ihnen die gebührenden Almosen spenden, aus dem Fegefeuer zu ziehen und zu den Freuden des Paradieses zu befördern. Man kann es sehr wohl begreifen, daß Benedikt XII., von den schreienden Sünden der Orden selbst und von den klagenden Stimmen der Zeit gedrängt, Hand anlegte, um in mehrern bedeutendern Mönchsverbindungen, wie Vitoduran auch schreibt, so gut als es thunlich schien zu reformiren. Aber noch viel besser kann man begreifen, daß die weitverbreitete Krankheit am ganzen Leibe der Christenheit jenem läuternden Gericht der Kirche rief, das in der Reformation mit dem einschneidenden Schwert des unverfälschten Bibelwortes kommen mußte und gekommen ist!

[1]) Sind thurgauische Edelleute dieses Namens.

geworden, abgeschafft war, geschlagen und daselbst pünktlich in Gebrauch gehalten werde. Das verschmähten verwegener Weise die Bürger von Luzern zu thun,[1]) und damit sie jenem so wichtigen Gebot um so kräftiger widerreden und entgegentreten könnten, schlossen sie sich durch das Band des Eides an die Bergleute, genannt Schwyzer, ihre Nachbarn an und verbündeten sich mit ihnen durch das Siegel besonderer Liebe.[2]) Und die beiden Theile machten zu der den andern unbekannten, ihnen aber passenden und geeigneten Zeit, sowohl bei Tag als bei Nacht, von ihren Ortschaften Ausfälle in der Herzoge benachbarte Ortschaften und steckten sie in Brand und verwandelten sie in Asche und führten viele Beute mit sich in ihre eigenen Ortschaften ab. Und so wurde durch sie das Land der Herzoge mit Brand und Raub verwüstet und zur Plünderung hingegeben. Wie dies die Vögte der Herzoge sahen, erfanden sie, um die verwegenen Wagstücke derselben zu bändigen und die Ortschaften, die bis dahin des Brandes Feuer und der Raub noch nicht getroffen, zu bewachen und zu vertheidigen, ein Hülfsmittel folgender Art: sie untersagten nämlich allen Leuten in jener Gegend oder Umgrenzung, die der Botmäßigkeit der Herzoge unterworfen waren, des Handels Verkehr oder irgend eines Vertrages Veranlassung oder Bedürfniß mit jenen zu halten. Und so kam es, daß zur Stadt oder Ortschaft Luzern und zu den Thälern oder Bergen, genannt Schwyz, weder Wein noch Getreide fernerhin geführt wurde.

In das Schloß Rothenburg, nahe bei der Ortschaft Luzern gelegen,[3]) versetzten sie auch eine Schaar starker und in den Schlachten geübter Männer, welche die Wuth und Schadensucht der Feinde in Schranken hielten, ja diese, was noch mehr ist, manchmal mit verhängten Zügeln bis zum Thor

---

[1]) Die nüwe Müntz, sagt Tschudi, was an allen Orten verrüfft, wann Si was etwas schwächer, dann die Wärschafft nach gemeinbrüchigem Müntzschlag sin sölt, und als die von Lucern ouch dieselbe Müntz nit mit Nuz vertriben köntend, und man Inen an Iren Wochenmarkten vast derselben Müntz bracht, ließend Si die in Irer Statt ouch verrüffen.

[2]) Die Angabe unserer Chronik über den Eintritt Luzerns in den Bund ist etwas oberflächlich; sie verschweigt oder vergißt über dem Münzstreit, der allerdings die Unzufriedenheit mit Oestreichs Herrschaft steigerte, die andern Unbilden und Beeinträchtigungen, die in einer gesetzlos verfahrenden Willkür den Luzernern zugefügt wurden. Das geschah bei jedem Anlaß, wo etwa zu erwarten stand, es könnte durch einen freiern Verkehr, z. B. auf den Märkten, der Wohlstand gehoben werden und auf demselben mit der Zeit eine gewisse Selbstständigkeit erwachsen. Dabei wurden Steuern und Abgaben ohne Unterlaß gemehrt und auf die gerechtesten Beschwerden nicht nur keine Abhülfe zugesagt, sondern nur eine Verstärkung der Uebel gegeben. Daß sich Vitoduran über dieses Verhältniß nicht gründlich genug unterweisen ließ, läßt er uns auch an dem Irrthum merken, mit dem er die Jahre verschiebt. Er setzt den Münzstreit, welcher also dem Eintritt Luzerns in der Eidgenossen Bund voranging, und den letztern selbst, der, wie bei allen Parteien feststeht, am 7. November 1332 stattfand, in die Zeit von Papst Benedikt XII., der den 20. Dezember 1334 gewählt und den 8. Januar 1335 gekrönt wurde.

[3]) Etwas über eine Stunde von Luzern entfernt, an der Straße nach Münster und Aarau. Heut zu Tage ein Flecken war es in alter Zeit ein Städtchen, und von dem erwähnten Schloß sind jetzt noch Trümmer vorhanden. Die Luzerner nahmen es vieler Belastungen und Bedrückungen halber, mit denen die Einwohner immer ärger geplagt wurden, im Jahre 1385, kurz vor der Schlacht bei Sempach, ein und erhielten es neun Jahre darauf als zugestandenes Eigenthum, mußten aber dafür den Pfandherren, den Edeln von Grünenberg im Bernergebiet, den üblichen Pfandschilling entrichten.

von Luzern verfolgten. Gleicherweise wurden in eine Stadt, Zug geheißen, die auch den Herzogen gehört,[1] Kriegsleute, in den Waffen erfahren und in den Schlachten von der Wiege auf bewandert, gesetzt, um das dortige Land der Herzoge gegen die Bergleute oder Thalbewohner, genannt Schwyzer, zu schützen, die der bezeichneten Stadt benachbart sind. Diese nämlich machten bisweilen haufenweise zu passenden Stunden auf heimlichem Gang Ausfälle und verbrannten die Dörfer, raubten Vieh und anderes Eigenthum der Menschen und gingen eilenden Laufes wieder zu ihren Gebirgen zurück. Manchmal versteckten sie sich in den ihnen bekannten Seitenwegen anstoßender Berge, an den Grenzen vom Lande der Herzoge, und brachen, wenn sie einige oder wenige von der andern Seite vorübergehen sahen, hervor und tödteten sie und nahmen ihnen alle Rüstung weg. Diejenigen hinwieder, die in der Stadt im Auftrage der Herzoge lagen, versuchten umgekehrt in entgegengesetzter Wuth Aehnliches zu thun. Denn auch zur passenden und gelegenen Zeit brachen sie aus der Stadt heraus, die Feinde auszuplündern und niederzuschlagen; aber mochten sie sowohl auf dem See als auf den Feldern die Feinde und ihr Gut aufsuchen, sie richteten wenig oder nichts aus und kamen aller Frucht und aller Ehre baar zurück.

Damit ich aber die begonnene Besprechung dieses Krieges kurz abschließe, sage ich, es war ein so strenger und wilder Krieg, daß sie, so oft sie nur zusammentrafen, sich gegenseitig zu Grunde richteten. Denn keiner der beiden Theile gab dem andern Frieden oder Waffenstillstand oder nahm ihn gefangen oder behielt ihn eine Zeit lang, wenn er überwog, sondern ließ sie mit plötzlich verstümmelten oder abgehauenen Gliedern und durchstochenen Eingeweiden halbtodt oder ganz des Lebens beraubt auf den Feldern elendiglich liegen. Als aber in einer Nacht die Luzerner den Fluß Reuß hinuntergefahren waren und eine Dorfschaft verbrannt und dies der Herr von Ramswag[2]) erfahren hatte, der damals an der Spitze von ungefähr 60 Reisigen stand, die, wie ich mich erinnere oben gesagt zu haben, in Rothenburg lagen, marschirte er mit ihnen in großem Ungestüm und Ingrimm, jedoch verborgener

---

[1]) Natürlich Präsens, da Zug erst 1352, also zu Anfang des folgenden Dezenniums, nach der Abfassung unserer Chronik, in den Bund der Eidgenossen aufgenommen wurde und somit zur Stunde, wo Vitoduran schrieb, noch unter den Herzogen stand.

[2]) Tschudi: Ramswag, domaln der Herrschaft Houptmann, und Vogt zu Rottenburg, durch Verräthery etlicher untrüwer Burgern von Lucern (als man meint) heimlich gewarnet. — Hiezu vergl. man aber „Geschichtsblätter aus der Schweiz" von Kopp, II, 320 ꝛc. wo namentlich in Betreff der bei Vitoduran und Tschudi gegen einander abweichenden Jahrzahl dargethan wird, daß der erste mit der spätern Zeitangabe viel eher im Rechte sei als Tschudi, wenn dieser die Niederlage der Luzerner bei Rothenburg ins Jahr 1333 setzt. Wir lassen uns in diese Streitfrage nicht weiter ein, halten aber im Allgemeinen unsern Chronisten in Zeit und Zahlen für keinen Gewährsmann, und glauben im vorliegenden Fall, daß auch Vitoduran irrgegangen, wenn er, was wir schon oben berührt, Benedikt XII. erst seinen Stuhl einnehmen läßt, bevor er den innigern Anschluß Luzerns an die Waldstätten annimmt und denselben ja auf den Münzstreit gründet! Und eben auf die Jahrzahl des genannten Papstes, die in unserer Chronik erst vorangestellt wurde, legt Kopp ein besonderes Gewicht. Es soll hiemit, wie gesagt, keinerlei Bemerkung dagegen gemacht sein, daß in den Geschichtsblättern, auf Grund noch anderer Belege, das Jahr 1335 oder 1336 für die Niederlage der Luzerner festgestellt wird, sondern es sei nur darauf gedeutet, wie man hüben und drüben fehlen kann.

Weise gegen die Luzerner. Als sie diese gesehen, wie sie eifrig mit Brand und Flamme bemüht waren, stürzten sie auf dieselben los und tilgten etwa 80 Männer, die andern konnten kaum entfliehen. Diese Niederlage erschreckte sie außer den sehr vielen und vielfältigen andern Uebeln, welche sie dieses Krieges wegen ertrugen, so sehr, daß sie um die Gnade der Herzoge und das Bündniß des Friedens inständigst zu flehen begannen und sich erbötig zeigten, gehörige Genugthuung und Ersatz für ihre Widersetzlichkeit zu leisten.[1]) Sie konnten die Erhörung unter der Bedingung erlangen, daß sie für die begangenen Uebertretungen und um künftige zu verhüten, gewisse Strafbestimmungen, ihnen überbunden durch viele Herren des Landes von beiden Seiten, die sich als Schiedsrichter zur Herstellung der Liebes- und Friedenseinigkeit unter ihnen versammelt hatten, als für immer gültig unverletzlich
18. Juni 1336. beachten mußten. Das wurde mit reifer Berathung, kluger Umsicht und großer Beflissenheit und Bestimmtheit behandelt und betrieben, und jeder Theil verpflichtete sich aus freiem Willen, unverbrüchlich zu halten, was ihnen die Schiedsrichter, auf die sie ihre Sache abstellten, zu thun entscheiden würden. Die Bergleute brachen es sogleich, wie man sagt; die Bürger aber hielten es gebührend bis auf diesen Tag. Der Schaden aber, der von beiden Parteien angerichtet war, wurde durch gegenseitige Abrechnung gehoben. So wurden denn die Herzoge von der Böswilligkeit, die sie der Dorfschaft oder Stadt Luzern zu üben gedachten, begütigt, und der Frieden, der verloren gewesen, hergestellt, und die neue Münze, vorher verschmäht, dankbar angenommen.

Nach diesen Dingen, noch in der Zeit des Papstes Benedikt XII., da er erst eine kleine Weile der Kirche vorstand, stellte sich der König von Ungarn, ein inniger Freund der Minderbrüder (was er mit vielen Wohlthaten bewies, die auch in langer Aufzählung nur unvollständig angegeben werden könnten), wegen einer den Leuten seines Reiches, wie ich aus dem Berichte sehr Vieler vernommen, von dem Herzog Otto von Oestreich angethanen Ungerechtigkeit demselben entgegen, schickte seinen jungen Sohn mit einem ungeheuren Heere und besetzte unter gewaltiger Verheerung das Land der Herzoge von Oestreich. Der Herzog, es höchst übel nehmend, sammelte ein Heer und beschloß, ihn in die Flucht zu jagen

---

[1]) Daß sich die Luzerner bis zu einer solchen Demüthigung oder Erschrockenheit herabgelassen, läßt einen Zweifel übrig. Wenn es auch wahr ist, daß Luzerner auf einem Streifzug, mehr aus Sorglosigkeit zurückgeblieben, vom Vogt Ramswag in ihrer unachtsamen Haltung überfallen wurden, so steht der kleinen Niederlage von etwa 50 Mann gegenüber der andere Bericht, daß die Luzerner, unterstützt von den zur rechten Zeit eintreffenden Schwyzern, aus dem heftigen Gefecht bei Buonas, unweit Zug, als Sieger heimgekehrt sind. Der trifftigste Beweis aber davon, wie sie Muth, Willen und Wesen im Werke der Freiheit behalten, liegt für die Luzerner darin, daß sie die eingegangene Verbündung mit den Eidgenossen, ob welcher sie von den Herzogen die heftigste Befeindung zu bestehen hatten, nicht nur nicht auflösten, sondern erst jetzt mit der entschlossensten Standhaftigkeit und Treue besiegelten. Neben dieser Thatsache hat Vitodurans Angabe noch immer Raum, daß in Betreff gegenseitiger Schädigungen und Entschädigungen ein Schiedsgericht seinen Spruch thun mußte. Ob sich aber infolge davon die Herzoge den — im Waldstättenbund verbleibenden — Luzernern wieder mit einer so gütigen Aussöhnung zugeneigt und ob andrerseits von der Stadt als solcher und nicht etwa nur von Einzelnen die verhaßte Münze mit der von Vitoduran berichteten Dankbarkeit angenommen worden, möchte doch in Frage zu stellen sein.

und zurückzutreiben. Als er am morgenden Tage auf dem Punkte stand, mit ihm zu kriegen, wurde er von einem ihm treuen Soldaten gemahnt, den Kampf mit ihm nicht einzugehen, sondern so schnell er nur immer könnte mit seinem Volk zur Stadt Wien, dem Sitz des Herzogthums und der Hauptstadt Oestreichs, umzukehren. Denn jener sagte, der Herzog werde zu seinem Glück das Feld räumen, weil er einige 24. April 1336.
seiner Großen, in die der Herzog das größte Vertrauen setze, ertappt habe, daß sie mit ihm trugvoll handeln und seinen Feinden Treue leisten wollten, nämlich Ungarns König und dem König von Böhmen (der eines Handels wegen vereint mit dem König von Ungarn die Herzoge zu bekriegen sich anschickte und vornahm, wiewohl der Herzog Otto die Tochter des Königs von Böhmen neulich zur Frau genommen hatte), und zum Beweise dieser Rede diene, daß die Feldzeichen des Königs von Böhmen in ihren Taschen versteckt seien.

Als dies der Herzog erfahren, eilte er sehr bestürzt mit seinem Heere zur Stadt. Denn er merkte dabei den listigen Anschlag jener Personen, daß sie ihn nicht unterstützen oder vertheidigen, sondern wie ein Judas in die Hände der Feinde überliefern wollten. Der Herzog schickte daher in das Land Schwaben und Elsaß und Sundgau seine Boten und trug jedem einzelnen seiner dort lebenden Dienstherren auf, daß sie mit einer so zahlreich als möglich gesammelten Schaar Krieger im schleunigen Marsch zu ihm kämen, was auch geschah. Denn seine Vögte und der Bischof von Constanz, gebürtig von Frauenfeld, und andere seiner Dienstmannen und Kriegsleute gaben sich getreulich der Vollführung hin. Der Herzog schickte auch zu dem Kaiser Ludwig, von dem er bereits seine Lehen empfangen, da sie sich auch gegenseitig vereidet hatten, seine Gesandtschaft, daß er mit starker Macht ihm zu Hülfe zu kommen geruhen möchte. Der Kaiser sagte ihm zu und sammelte sowohl aus Schwaben als aus den untern Gegenden Deutschlands 6000 Krieger, ja um es richtiger und ganz eigentlich nach der neuen Sprechart zu sagen, 6000 gekrönte Helme,[1]) zog zu den Herzogen von Oestreich, nicht nur um ihnen zu helfen, sondern um auch das Land des Herzogs von Niederbaiern zu verheeren, der ihm in seinen Angelegenheiten zu widerstreiten und zu widerstehen wagte. Denn mit dem König von Böhmen und dem König von Ungarn verschwur sich dieser gegen den Kaiser und sann überdies darauf, den Paß des Durchganges, der durch das Land seines Herzogthums führte, sowohl dem Heer des Kaisers als des Herzogs Otto zu verschließen und zu versperren; allein es kam anders als er es im Plane betrieb. Denn der Kaiser kam mit seinen und Herzog Ottos Heeren in großer Macht heran und verwüstete das Land desselben, wie er beschlossen, durch Brand und Raub. Der König von Ungarn aber wartete sie nicht

[1]) Wir haben Helme unter dieser Bezeichnung nicht etwa in eine Beziehung auf die „Krone", auf Reich und Kaiser zu setzen, sondern sie lediglich zu verstehen als Helme von Adeligen, Freiherren, Grafen, von Personen freien und höhern Standes, die ihre Helme zum Zeichen ihrer selbstständigen Gewalt und Waffe mit irgend einem Bild oder Wappen bemalten oder krönten, woher dann ein solcher Helm galea coronala genannt wurde. In unserer Stelle zwar sind die 6000 Helme kaum in diesem Sinne zu nehmen als Helme von lauter Freiherren und Grafen. Die Zahl wäre offenbar zu übertrieben und zudem faßt Vitoduran in derselben das ganze Heer zusammen, meint also natürlich auch andere Behelmte, Reisige im allgemeinen Sinne, nach Manier unserer Gegenwart gesprochen 6000 Mann Kavallerie.

ab, sondern ging vor ihrer Ankunft davon und kehrte in sein Gebiet zurück. Warum er das gethan habe, wird von Verschiedenen verschiedenartig erzählt. Denn die Einen sagten, er sei wegen der Krankheit seines Vaters heimgegangen, weil derselbe, den er schon schwach verlassen, nach seinem Abzug ungewöhnlich schlimmer krank zu werden anfing. Die Andern aber sagen, daß ein anderer ihm benachbarter heidnischer König zur Dienstleistung der Herzoge von Oestreich inzwischen das Reich Ungarn besetzt hatte, daß er also aus dieser Ursache, sein Reich zu schützen, mit Aufgebung alles Andern zurückkehrte. Die Dritten aber behaupteten, daß er die Ankunft der Deutschen, besonders der Schwaben, sehr gefürchtet und sie wie einen Wirbelwind und wüthenden Sturm geflohen habe. Was darunter wahr ist, weiß ich nicht; Gott weiß es; aber daß so geredet worden, lüge ich nicht.

Als sich die Sachen so verhielten und der Kaiser und die Herzoge von Oestreich mit ihren Heeren dem Heere des Königs von Böhmen, der damals eine gute Ritterschaft hatte, nahe gekommen waren und sich anschickten, mit ihm unverzüglich die Schlacht zu beginnen, wurden vom Kaiser viele zu Rittern geschlagen. Diese, zum Kampf mit dem König von Böhmen gerüstet, als wenn sie zu einer Mahlzeit eingeladen wären, jauchzten über den aufzunehmenden Streit. Das vernahm und fürchtete der König von Böhmen und entwich und begab sich an einen sichern und festen Ort, der mit einem Rieth und mit Wasser umgeben war, zu welchem der Zugang seinen Feinden schwer und gewissermaßen unmöglich war. Dort schlugen sie mehrere Tage das Lager auf und schützten ihn vor dem Andrang der Feinde. So wurden denn die Deutschen um ihre Streitlust betrogen, indem sie, durch solche Hindernisse, wie ich angegeben habe, abgehalten, jene nicht angreifen konnten. Als sie daher so gegenüber gestellt und den Deutschen die Gelegenheit zu kriegen weggenommen worden war, fuhr der lahme und gichtbrüchige Herr Albrecht, Herzog von Oestreich, der Bruder des oft genannten Otto, auf seinem Wagen zu beiden Theilen und legte sich bei der Zwietracht dazwischen und brachte des Friedens Bündniß zu Stande. Er führte zuletzt den redlichen Versuch zu einem löblichen Ziele hin. Denn das Land des Herzogthums Kärnthen, dessen Herzog jüngst gestorben war, auf das jeder der beiden nach seinem Erbrecht Anspruch machte, nämlich der König von Böhmen und der Herzog Otto von Oestreich, theilten die Unterhändler und Vermittler der Eintracht, die einen großen und umsichtigen Fleiß getreulich anwandten, so, daß jeder der beiden mit seinem Antheil zufrieden war. Als nun so der zwischen ihnen über das Land Kärnthen entstandene Streit gestillt und der Herzog Niederbaierns von dem Kaiser überwältigt war, kehrte die ganze Menge sowohl Böhmen als Deutsche im Frieden nach Hause.[1])

---

[1]) Der ganze Streit ist von unserm Chronisten, wie es ihm bei der Darstellung fernliegender Ereignisse oft begegnet, weniger in seinem ursächlichen Verlauf gegeben und die einzelnen Momente in ihrer zusammenhängenden Fügung sind mehr aus einander genommen, was uns der Bericht der allgemeinen Geschichte verbessern mag. Es ist bekannt und in dieser Chronik schon einige Male berührt, in welch feindseliger Spannung Kaiser Ludwig und Papst Johann **XXII.**, durch sie also Reich und Kirche, Krone und Kurie gestanden. Sobald Benedikt **XII.** gewählt war, wurde es in manchem über das unheilvolle Mißverhältniß getrübten Herzen licht und zuvörderst in demjenigen des Kaisers, der vor allen andern die frohe Hoffnung faßte, nun könnte der Weg zu einer Aussöhnung der unglücklich trennenden Gegensätze gefunden werden. Der Kaiser betrat den guten Weg

Auf der Rückkehr der Schwaben aber tödtete, was ich mit meines Herzens Wehmuth erzähle, einer der Herren von Blumenberg [1]) einen Rekruten, einen wackern und kriegerischen Mann, und mit Sept. 1336. vielen Tugenden geziert, einen von Thierberg,[1]) aus tödtlicher Feindschaft, die er schon lange vorher gegen ihn gehabt hatte, als sie nicht mehr weit von ihrem Vaterlande entfernt waren. Als dies die Bürger von Villingen, weil Thierberg ihr Mitbürger gewesen war, dadurch rächen wollten, daß sie Blumenbergs Stadt Hüvingen [2]) belagerten und dann zerstörten, wurden sie von den Herzogen Oestreichs, ihren Herren, im Zaume und zurückgehalten Endlich nach Verfluß einer nicht gar langen Zeit zog der Herzog Albrecht von Oestreich in das Land Schwaben hin, ging eines Tages durch die genannte Stadt und kam von Schaffhausen nach Villingen. Er erhörte jenen von Blumenberg, der ihn mit ernsten und angestrengten Bitten um seine Vergebung und Gnade anflehte, jedoch mit einigen der Entschädigung halber auferlegten Verpflichtungen.

Auf dem Wege, als man von dem gemeldeten Feldzug heimkehrte, brach auch ein heftiger Streit aus

---

frischen Muthes und kam mit demüthigen Anerbietungen dem Papst entgegen, der dann auch wieder seinerseits die Friedenshand zu reichen willig war. Da machte sich ein böser Feind an Benedikt und zerschlug durch eine listig feine wie durch eine massiv drohende Sprache die keimende Vermittlung. Das war Philipp VI. von Frankreich. Hinter Philipp aber habe ein noch böserer Feind gestanden und demselben giftige Anschläge wider den Kaiser eingeflüstert, nämlich König Johann von Böhmen. Der bittere Haß Johanns gegen Ludwig war daraus erglüht, daß die Länder des im Jahr 1335 gestorbenen Herzogs Heinrich von Kärnthen nicht an das böhmische Haus gekommen waren, wie der Kaiser vorher in dem Erbfolgerechte bestimmt hatte, das den Töchtern des Verstorbenen zugestanden wurde. Nach demselben wäre des Vaters Erbe an die noch einzige Tochter Margaretha Maultasch gefallen, die ja, wie wir im letztjährigen Neujahrsblatt gesehen, an Johanns jüngern Sohn vermählt war. Aber Ludwig legte Kärnthen, Krain und einen Theil von Tyrol in die Hände der beiden östreichischen Herzoge Albrecht II. und Otto. Dem böhmischen König, der an einer im Turnier erhaltenen Wunde zu Paris krank lag, sandte er eine Erklärung zu, die nicht viel sagen wollte und welche die Stelle einer Entschuldigung oder Rechtfertigung für seinen unerwarteten Schritt versehen sollte. Die Oestreicher griffen nun sofort auf das zugetheilte Land, namentlich Kärnthen und Krain; aber auch Johann zauderte nicht und ging mit seinem ältern Sohne auf Bundesgenossen aus, um mit deren Hülfe in einem Krieg gegen Oestreich das verletzte Recht und das geraubte Besitzthum wieder zu gewinnen. Er fand die Bundesgenossen in einigen Großen Italiens sowie in den Königen von Polen und Ungarn. Der erstere, Casimir der Große, seit 1333 auf Polens Thron, hatte sich von Johann unter dem gegenseitigen Vertrag binden lassen, daß Johann in einer unzweideutigen Urkunde auf die polnische Krone für immer Verzicht leistete, Casimir hingegen dem böhmischen Reich die Lehenshoheit über die schlesischen Fürstenthümer zugab. Der König Ungarns, Karl Robert, war der Schwager Casimirs und wurde schon durch diese verwandtschaftliche Beziehung, aber noch mehr dadurch auf die gleiche Seite gezogen, daß er einst seinen Sohn Ludwig auf Polens Thron zu setzen hoffte. Der Krieg schlug, so sehr Johann für sein Haus alle Kräfte anstrengte, doch nicht sonderlich zu dessen Gunsten aus, und der König mußte sich ein bedeutendes Opfer, die Abtretung Kärnthens, gefallen lassen, um die beiden Oestreicher vom Kaiser wegzuziehen und zu sich herüberzulocken. Dessen ungeachtet gelang ihm, wie er es beabsichtigt hatte, kein empfindlicher Schlag auf Ludwig, und sein nothgedrungener Frieden mit Oestreich ließ ihm nur den einen Gewinn, daß er das Land Tyrol für sich aus dem Kriegsspiel zog.

[1]) Sind Edle dieses Namens.

[2]) Hüfingen ist Amt und Stadt im badischen Seekreis, mit einem Schloß, am Bregach.

zwischen dem Herrn Grafen von Hohenberg [1]) und dem Herrn von Hewen [2]), weil sie sich gegenseitig ihre Feindseligkeiten vorhielten und sagten, diese müßten durch die That, da die Gelegenheit sich darbiete, an Leib und Gut ausgeführt werden. Denn sie schädigten sich einer den andern durch vielerlei Brand und Raub; ein jeder drang aber in das Land des andern, um ihm die Macht seiner Herrschaft zu zeigen, that sich daselbst gewaltig dar und nahm Groß- und Kleinvieh in bedeutender Zahl weg. Dennoch fügte der Herr von Hewen, obwohl er geringer und ohnmächtiger war, jedoch in guter Verwandtschaft stand, größern Schaden dem Grafen zu, der wohl reicher, aber bei den Leuten seiner Gewaltthätigkeit halber nicht sehr beliebt war. In diesem Kriege hatte der Herr von Hewen einen Soldaten, Namens Sedulo, der ihm einen nicht unbedeutenden Beistand leistete. Denn er war tapfer und muthvoll, in solchen grausen und grausamen Dingen von Kindheit auf geübt und ausgezeichnet erfahren, und kannte jene ganze Gegend. Derselbe wurde nach endlich erfolgter Versöhnung jener beiden Herren von seinem Herrn von Hewen ehrenvoll belohnt.

Ueber diesen Sedulo werden viele erzählenswerthe Dinge berichtet. Unter andern sagt man auch, daß sich einmal die Bürger von Rothweil wegen sehr vieler Beschädigungen, die er ihnen zugefügt, gegen ihn so verschworen hatten, daß sie ein großes, öffentlich ausgebotenes Geld dem zu liefern versprachen, der ihn gefangen oder gebunden bringe. Da ritt er (wegen einer Bürgschaft und eines eingegangenen Vertrages mit einem Herrn jenes Landes) in der Kleidung eines Abtes oder in dessen Aehnlichkeit durch die Stadt Rothweil, wurde von vielen, die in den Gassen standen, öffentlich und ehrerbietig gegrüßt, weil er wegen des Kleidertausches unerkannt blieb, und kehrte unverletzt nach Hause zurück. Als dies die Bürger hernach vernahmen, ärgerten sie sich nicht wenig darob.

Ein anderes Mal, als er beinahe schon in die Hände derer, die ihn verfolgten, weil er das Vieh vor dem Stadtthore weggetrieben hatte, gerathen war, hielt er sie auch zum Besten, indem er ihnen entgegenritt und quer über einem mit Mehl oder Frucht gefüllten Sack auf einem Bauernpferd sitzend (er hatte es, über sein Leben in Angst, einem Landmann, der ihm auf dem Wege entgegenkam, weggenommen) mitten durch sie hindurchzog, indem er überdies, um weniger erkannt zu werden, das Kleid des ihm entgegengekommenen Bauers angezogen hatte, besonders den weit vorgestreckten Bauernhut. Freundschaftlich gegrüßt entkam er ungeschoren. Als es den Bürgern kund geworden, wurden sie sehr betrübt.

Wieder einmal umgaben die Bürger ein Dorf, in welchem er ihnen verrathen worden war, von allen Seiten, um ihn zu packen, indem ihm, wie sie meinten, dadurch jede Hoffnung und Gelegenheit zur Entwischung genommen sei. Wie er merkte, daß er auf jeder Seite von Feinden umzingelt sei, erfand er, über die ihm drohende Todesstrafe sehr bekümmert, die schlaue List, daß er von einem großen Heuhaufen ein Bündel zusammenband, es auf seinen Kopf legte und in der Haltung und Art von Bauern

---

[1]) Ueber Hohenberg s. Neujahrsblatt von 1860 p. 134 Note 2.

[2]) Ist Höwen im Badischen.

durch das Dorf auf die Felder hinausging. Da er nicht erkannt wurde, weil er in dem Heu, das hinten und vorn hervorstand und bis auf die Knie herabhing, verborgen war, kam er heil und gesund nach Hause zurück und ließ die Bürger über seine Entwischung und ihre eigene Täuschung und natürlich Beschämung, die darob in sie gedrungen war, nur allzu trostlos hinter sich.

Hierauf, nach Verlauf weniger Zeit, um das Jahr 1337 der Fleischwerdung des Herrn, gährte ein großer und gefahrvoller Aufstand in der Stadt Zürich aus der Quelle der Ungerechtigkeit empor, zur Zeit des oben erwähnten Papstes Benedikt und des Kaisers Ludwig. Als nämlich die Räthe der Stadt, wie ihnen zur Last gelegt wurde, die gemeinsamen Nutznießungen und Gewinnste der Stadt, die ergiebig und zahlreich sind, listiger Weise sich lange zugeeignet und leichtsinnige, unvernünftige Gesetze, für sie selbst freilich vortheilhaft und gewinnreich, für die Gesammtheit aber schädlich und verderblich,[1]) veröffentlicht hatten und gegen dies niemand Einsprache zu erheben oder es rück- 7. Juni 1336.

[1]) Auch Vitoduran also führt, wie wir aus dieser oben hinstreifenden Berührung der Sache ersehen, über die Verschuldungen der Räthe nur eine allgemeine Sprache und macht keine einzelnen concreten Fälle oder Fehltritte namhaft, die den Umsturz der alten Verfassung und Regierung wie stoßgebende Momente bereitet hätten. Es müßte freilich sehr erwünscht und anziehend heißen, gerade aus der Feder dieses Zeitgenossen die genauern Angaben zu empfangen, um mit denselben jene Lücken ausfüllen zu können, welche bei allen Berichten, Chroniken und selbst Urkunden über den so merkwürdigen Wendepunkt im Staatsleben Zürichs zu sehen sind. In seiner trefflichen Beleuchtung Bruns und seiner Zeit bemerkt Hottinger: wir haben über die Schuld der Räthe nur solche allgemeine Angaben, da die Verhöre, welche einer urkundlichen Nachricht zufolge mit den Einzelnen aufgenommen und niedergeschrieben wurden, nicht mehr vorhanden oder wenigstens bis jetzt nicht aufgefunden sind. Am stärksten, sagt er, mochten die Gebrechen beim Gerichtswesen sein, da vor der Staatsumwälzung laut geklagt wurde, daß die Gerichte „unnutzbar unuffrichtig" gewesen, und nach der Entsetzung der Räthe auf diese wieder der Vorwurf fiel, „das sy nit den lüten richtetend uff ir klagen vnd ir notturft, das sy arme lüt schmachlich vnd herte hieltend mit iren worten," wie es auch die Urkunde über die Staatsveränderung an Kaiser Ludwig ausdrückt, „das die burger gemeinlich zu Zürich langher gelitten habend von den burgern, die der gerichten gewaltig warend, welche Edel vnd ander Erwürdig lüt trucktend an iren lähen vnd an anderen irer güteren vnd den burgeren ir gülte ienamend vnd sich in vil stucken also hieltend, das sy missetatend von heimlichen eide vnd püntnussen wegen, die sy zesamen gesworn vnd getan hattend." Doch ist, wie Hottinger anschaulich genug darthut, nicht zu verkennen, daß Zürichs Bewegung noch ein anderes Motiv vorwärts getrieben hat, welches nicht aus dem Schooß der Stadt selbst kam und nicht in einzelnen Fehlern dortiger Rathsherren keimte, das war das allgemeine allmälige Erwachen des Handwerksstandes. War sich derselbe bis dahin einer Selbstständigkeit noch nicht bewußt gewesen, hatte er seine ganz untergeordnete Stellung unter einem stolzen gewaltübenden Patriziat dulden müssen, so brach mit dem 14 Jahrhundert auch in dieses unbillige Verhältniß ein besserndes Recht ein, und der Reihe nach wiesen deutsche Städte wie Speier, Straßburg, Köln, Augsburg, Freiburg, Mainz u. a. den Vorgang eines kühnen Kampfes, daß der bedrückte und bevogtete Handwerker, von einem neuen Geist ergriffen, kein Opfer selbst nicht das des Todes scheute, um sich eine würdigere Stellung zu erringen und einen Antheil an des Landes Regierung zu sichern. Der Handwerkerstand erfreute sich überhaupt eines ungewöhnlichen Gedeihens, er zog öconomische und geistige Kräfte in sich auf, er sah bei seinen Mitgliedern Vermögen und Intelligenz im raschen Fortschritt steigen; wie natürlich, daß sich nur um so kräftiger jenes freie Selbstgefühl äußerte und sich in frischer Strebsamkeit nach unverkümmerter Geltung beurkundete! Das Patriziat warf zürnende Blicke auf das erwachte Leben dieser untern Stände, und man konnte es an seinem mißgünstigen Wort wie an seinem feindseligen Benehmen abmessen, daß es alle Waffen hervorsuche, den neuen Geist zu bemeistern und ihn in die alten Schranken zurückzubannen. Aber nur wieder desto entschlossener stellte

gängig zu machen wagte, fiel eines Tages fast die ganze Einwohnerschaft der Stadt über sie, als sie dieselben gemeinsam versammelt fand, mit großer Wuth und Heftigkeit her. Sie aber, vielleicht zuvor gewarnt oder benachrichtigt oder weil sie es aus sich selbst erkannten, ergriffen verdutzt schnell die Flucht in die verschiedenen umliegenden Häuser und entgingen den Händen des stürmenden Volkes. Hätten sie dies nicht gethan, so wären sie zu ihrem Verderben in die Hände der Menge gefallen. Und nicht zum Wunder, da unzählig viele so zu sagen wenige überrannt hätten. Am folgenden Tage kam die ganze Einwohnerschaft im Hof der Minderbrüder zusammen und urtheilte, sie müßten für ihre begangenen Frevel nach Recht und Gesetz mit den verdienten Strafen belegt werden. Und nicht mit Unrecht, da ihre Hartnäckigkeit und ihre seit langer Zeit eingewurzelte Bosheit dies erheischte. Aus dem Munde des ganzen Volkes floß daher wider sie das Wort, daß sie in einem vorgelegten und geleisteten Eide vor der ganzen Menge mit lauter Stimme bekräftigen und versprechen müßten, sie wollten

---

sich der Handwerksstand in seines Berufes Rechten hin und vereinte sich überall dazu, der eigenen Arbeit Freiheit und Verdienst so zu sagen durch ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die obern Stände zu regeln. Voran schloß man immer Innungen und stützte sie mit vortheilhaften Bestimmungen, schützenden Statuten, wie es z. B. im Zunftbriefe der Zimmerleute, Kübler, Wagner zu Basel schon vom Jahr 1248 hieß: daß demjenigen, der einen Innungsgenossen nicht bezahlte, auch kein anderer arbeiten durfte. Konnte man für Innung und deren Verfassung die Bestätigung des Kaisers oder der Patrimonialherrschaft erlangen, so schritt man weiter und bildete Zünfte. Die Zunft wählte ächt demokratisch den Zunftmeister frei aus ihrer Mitte, der Zunftmeister vertrat nun die gesammte Genossenschaft der Zunft und wurde dadurch eine so bedeutsame Persönlichkeit, daß ihm der Weg zu Amt, Gewalt und endlich geradezu in den Rath selbst nicht mehr versperrt werden konnte. So stand es zu Anfang des 14. Jahrhunderts auch in Zürich. Das Patriziat, das hier herrschte, begriff in sich die Ritter und die sogenannten G e s c h l e c h t e r d. h. eine gewisse Zahl von Familien, denen erst nur herkömmlich, dann erblich die Berechtigung eigen ward, diejenige städtische Obrigkeit auszumachen, welche sich in der Zeit vom 11. bis zum 14. Jahrhundert neben den Reichsbeamten oder neben den Trägern der Patrimonialherrschaft zu bilden anfing und die dann mehr und mehr für das selbstständiger werdende Gemeinwesen ein hülfreiches Organ geworden ist. Der Handwerksstand, der zu Zürich aufblühte, mühte sich ebenfalls um das Eine, die straffen Bande, welche ihn von jenem Patriziate abhängig erhielten, lockerer zu machen und nach und nach ganz von sich abzulösen. Er hatte das meistentheils geglückte Beispiel der deutschen Städte vor Augen und suchte den zweckmäßigen Schutzzaun von Innungen und Zünften ebenfalls um sich herum zu ziehen. Aber mit welchen Augen blickte man von oben, aus des Patriziates hochgestelltem Stuhl, auf solch Gebahren herunter! Ein Gesetz, dem „Richtebriev" einverleibt, enthielt die Drohung, daß demjenigen, der darauf ausging, „Zünfte, Meisterschaft oder andere Sicherheit mit Eiden zu machen," sein bestes Haus niedergerissen und er mit 10 Mark Silbers gebüßt werden sollte. Die Härte spannte die Feindschaft noch greller und die Räthe verloren ihren Haltpunkt wie in einem unaufhaltsam andringenden Strome. So lag es in den ausartenden Excessen von Magistratspersonen, so glimmte es im angefachten Funken eines natürlichen Rechtsgefühls, so lebte es in dem mächtig einherschreitenden Geiste der Zeit, veraltete Formen einer selbstsüchtigen Regierungsweise zu zerbrechen, und wohl wäre es ebenso einseitig als kurzsichtig, Zürichs neugepflanzte Rechtsschöpfung und Staatsbildung bloß aus den Verirrungen weniger Individuen abzuleiten und sie nicht als das unumgängliche Produkt jener drei zusammenwirkenden Faktoren zu betrachten. Siehe die vorzügliche Arbeit hierüber von ihrem wesentlich neuen und in selbstständiger Forschung gefaßten Gesichtspunkt: Rudolf Brun und die durch denselben in Zürich bewirkte Staatsveränderung, durchaus nach Urkunden dargestellt von J. J. Hottinger, im Schweizerischen Museum für historische Wissenschaften von Gerlach, Hottinger und Wackernagel. Bd. I.

geflissentlich ausüben, was ihnen zum Ersatz ihrer Uebertretungen an Last oder Arbeit überbunden werde, indem das Volk dies [1]) vor ihnen verborgen hielt, bis sie den abgedrungenen Eid geleistet hätten.

Wie sie dies hörten, ermattete das Herz eines jeden nur zu sehr vor Schrecken. Denn auf allen Seiten hatten sie Bedrängnisse um sich und sehr verwirrt wußten sie nicht, was sie wählen sollten. Endlich, von der Furcht gezwungen, weil der Befehl der Gewalt drängte, verpflichteten sie sich durch des Eides Binde, die Strafe, welche den andern gefällig erschiene, zu bestehen. Man legte ihnen daher auf, daß sie unverzüglich aus der Stadt wegziehen und sie abschwören, an fremde, ihnen angewiesene Orte wandern und sich daselbst bis zu dem ihnen vorgesteckten Ziel der Büßungsstrafen aufhalten sollten. Sie straften nun über die Sache die Einzelnen nach dem Erforderniß ihrer schwerern oder leichtern Verschuldungen und nach der Art und dem Umfange der Anklagen wider sie, und verordneten dem Einen, daß er in einem ihm genannten Land oder Ort bis auf die Zeit von zwei, dem Andern von drei, dem Dritten von fünf Jahren bei den Inländern oder Eingebornen jenes Ortes oder Landes als Ansäße wohne und keineswegs inzwischen heimkehre.[2])

Sie hörten diese Volksbeschlüsse an und gingen mit verwundeten und betrübten Herzen weg, sagten 25. Juli 1336.
den Ihrigen unter den bittersten Thränen Lebewohl, zogen aus der Stadt Zürich und wurden, da sie sich an verschiedene Orte begaben, unter die Nationen zerstreut und von einander getrennt. Doch hatten sie sich nicht an die ihnen überbundenen Orte begeben, um zu erfüllen, was sie versprochen hatten, da sie gegen den Eid nach eigener Willkür handelten und ihn mißachteten und völlig zu nichte machten. Als dies die inwärtigen oder verbliebenen Bürger Zürichs hörten, beschlossen sie aufgebracht, daß dieselben unwiderruflich verbannt und von der Stadt für immer ausgeschlossen sein sollten. Sobald aber die Auswärtigen oder Vertriebenen sahen, sie seien von ihnen ohne Hoffnung auf Wiederkehr ausgeschlossen und ausgestoßen, bemühten sie sich, gegen sie einen Krieg anzuzetteln, und zogen sich, um dies nachdrücklicher und kräftiger thun zu können, mit ihren bei ihnen am Ende aufgenommenen Familien in die Stadt Rappersweil, welche den Zürchern vom Herrn Johann, Grafen von Habsburg, einst verpfändet worden.[3]) Und damit sie den Inwärtigen einen starken Feind erwecken und sich selbst einen

---

[1]) Nämlich was sie zu thun oder zu leisten hätten.

[2]) So sehr die Auswärtigen für eine Milderung ihrer Lage die eigenen und fremde Kräfte anstrengten, wurde doch die fünfjährige Verbannung, als allgemein allen zugesprochen, für keinen der Exilirten abgekürzt. Wenn Vitoduran die Verweisung bei einzelnen auf zwei, drei Jahre ansetzt, so mag er eher einer vernommenen Meinung als einer richterlichen Verfügung gefolgt sein. Denn erst im Jahre 1343, somit nach vollständigem Verfluß der Straffrist, wurde zufolge einer Urkunde vom 16. Januar zehn Verbannten die Stadt wieder geöffnet, den 3. Februar 1344 drei andern und den 21. Januar 1345 nochmals drei andern. Ueber einzelne, die der Begnadigung unwürdiger hießen, wurde sogar das Urtheil gefällt, daß sie noch länger verwiesen sein sollen, welches Urtheil von ihnen, wie drei Urkunden vom 8. Januar 1348 beweisen, auch anerkannt wurde. Diese verlängerte Verbannung deutet Vitoduran selbst etwas weiter unten an. S. Hottinger a. a. O. p. 61.

[3]) Die Schulden Habsburgs spielten in der Sache und Stellung der Verbannten überhaupt eine Rolle. Der Graf Hans von Habsburg-Rappersweil war unter der alten Regierung der Schuldner der Stadt geworden.

Vorkämpfer, der ihnen Schutz und Hülfe zu bringen vermöchte, verschaffen könnten, stachelten sie den genannten Grafen von Habsburg an und übergaben ihm die Stadt Rappersweil soweit sie dazu Macht haben mochten.

Als sich nun dieser Streit und Aufstand der Bürger auf etwelche Zeit in die Länge zog, geschah es, daß einige inwärtige Bürger, den auswärtigen, wie man vermuthete, zugethan, über eine Verrätherei der Stadt verzeigt wurden. Sie wurden sogleich mit Enthauptung bestraft. Daß sie unschuldig und von dem Fehltritt der Verrätherei frei und fremd gewesen, haben viele bezeugt.

In jenem Zeitpunkt wurde auch Einer aufgegriffen, welcher, von den Auswärtigen hiezu abgeschickt, in ein Haus der Stadt Zürich Feuer legte. Sie gaben ihm auf der Stelle den wohlverschuldeten Tod.

In derselben Zeit warben die Inwärtigen auch Söldner, mit denen sie zwei bis dreimal in Macht vor der Stadt Rappersweil erschienen, und vom See aus durch Maschinen auf den Schiffen Steine auf die Stadt schleuderten, aber ihr dadurch nur wenig zu schaden vermochten. Von einer andern Seite der Stadt aber, welche Seite vom See ablag, stellten sie sich vor dem Thor unerschrocken den

---

Dabei mochten gewisse Räthe den Namen der Stadt zu manchem Handel gebraucht haben, der mehr ihrem eigenen Vortheil diente und wobei sie wenig darauf achteten, was Gutes oder Böses die Stadt selbst daraus zu erwarten habe. So läßt eine Urkunde vom 11. Juni 1328 erkennen, daß Zürich dem Grafen für 65 Mark, die er „Prühundt dem jungen" schuldig ist, als Bürge einsteht, ohne daß die Stadt zu eigener Sicherstellung etwas anderes als die kurze Erklärung des Grafen bekommt, er werde sie erforderlichen Falles schadlos halten. Hatte der Graf im alten Regimente solche Freunde gehabt und sah er sie jetzt durch die neue Ordnung der Dinge gestürzt, so konnte er daraus auch die eigenen Nachtheile ermessen und eben hierauf, daß der Graf sein gefährdetes oder verlorenes Interesse einzubringen suchen werde, gründeten hinwiederum die Verbannten ihre Hoffnung, er wolle und müsse Hand und Hülfe bieten, um sowohl ihre Personen in die frühere Stellung als auch Zürich in die alten Zustände zurückzusetzen. Darum wagen sie sich von einem Schritt zum andern, stoßen Vertrag und Eid bei Seite, führen jeden Handstreich, den ihnen Heuchelei und Hinterlist eingeben, ziehen Verwandte und Anhänger zu sich nach Rappersweil, das ihnen wie die übrigen Besitzungen des Grafen zur Verfügung gestellt wurde, was alles auch unser Chronist mehr oder minder in seinem Bericht hat. Ja um der Wanderung nach Rappersweil zu steuern, mußte zu Zürich schon im November 1336 verordnet werden, wer um der vergangenen Neuerungen willen die Stadt verlasse, solle nicht wieder hereinkommen. Und was anderes als jene trügerische Hoffnung, die vorgespiegelte Freundschaft Habsburgs, das mit der Wiedererhebung der Räthe auch die eigene Rettung aus seiner Geldnoth erwartete, gab den Sporn, der die Auswärtigen zu den fortwährenden Bewegungen der folgenden Jahre und selbst zum schmählichen Plan der Mordnacht trieb! Noch später blieb Habsburg in diesem Schuldverhältniß stecken. Unter dem 1. Oktober 1343 vergwisserten die drei Grafen gegen Zürich, dessen Bürgermeister, Rath und Bürger, zu denen sie wieder in versöhnende Nähe traten, „eine stete und ewige Früntschaft", und erklärten sich pflichtig, die von ihrem Vater und seither aufgelaufenen Schulden an Zürich zu entrichten. Könnten sie das nicht mit baarem Gelde thun, so sollte unter Aufsicht einer ihnen beigeordneten zürcherischen Regierungscommission auf ihre Güter gegriffen werden, jedoch nicht so, „daß ein Mark Geltes für zehen Mark und ein Pfund Geltes für zehen Pfund hingegeben werden sollen," wie Hottinger die Urkunde auslegt, sondern nach der Erklärung G. von Wyß, daß nämlich ein Mark (ein Pfund) jährlicher Leistung d. h. Zinses aus den abgetretenen Gütern für zehn Mark (zehn Pfund) schuldigen Kapitals gerechnet werden sollte, ein für die Stadt vortheilhaftes, für die Grafen beschwerendes Verkommniß.

Blicken der Auswärtigen. Dort drangen mehrere der Inwärtigen, von dem großen, gegen die Auswärtigen gehegten Haß und Grimm gereizt, in die Mauern und Thore, ja brachen wie von Wahnsinn getrieben und wie von einem Nebel des Verstandes geblendet nach Art Rasender in die Mauern ein. Daher wurden hin und wieder einige der vertriebenen Bürger und ihrer Söldner und Helfer, die sich für sie in der Stadt aufhielten, mit Pfeilen schwer verwundet.

Eines Tages wurde der Bürgermeister, Namens Brun, ein Mann mit der Blüthe aller Tugenden auf das höchste geschmückt,[1]) vor derselben Stadt von Einem, der ihm den Tod zudachte und bereiten

---

[1]) Die große Bedeutung Bruns in der zürcherischen Staatsumwälzung ist bekannt. Er hatte Bedürfniß und Richtung der Zeit verstanden, er wußte jenes zu befriedigen und diese auf ein gut berechnetes Ziel hinauszulenken. Mit richtigem Blick erkannte er, wie das starrköpfige Patriziat den Stein des Sisyphus rolle, wenn es unnachgiebig seine alten Vorrechte in der Höhe behalten wolle; wie dagegen der eingeschränkte Handwerksstand muthigen Zuges vorwärtsschreite, sich durch Thätigkeit und Wohlstand einen sicheren Boden schaffe und seine bürgerliche Gleichstellung zuletzt mit einem Nachdruck verlangen oder durchsetzen könne, dem das Patriziat in seiner sinkenden Kraft nicht zu widerstehen vermöchte. Allein man würde sich immerhin täuschen, wenn man im Ritter Rudolf Brun den Mann erwartete, der das Patriziat mit allen seinen Grundsätzen daniederkämpfte und den Handwerksstand mit allen seinen Ansprüchen emporschwang. Er, selbst Patrizier, an welchem sich, wie Hottinger so richtig bemerkt, die Ideen von Glanz und Hoheit, mit denen er aufgewachsen, nicht so leicht verwischen, wollte weder das Eine noch das Andere, sondern trug vielmehr die Aufgabe im Auge, die bevorrechtete Klasse nur von ihren störrischen Elementen zu läutern und es zu ermöglichen, daß zwischen derselben und dem nun einmal nicht mehr zurückzuhaltenden Volksstande eine gedeihliche Einigung zu Stande käme. Davon also ist nicht zu reden, daß Brun das Patriziat abschaffen oder die Hand aller Patrizier ohne Ausnahme vom Ruder des Staates weghalten wollte. Daher traf es sich denn, daß auch die neue Verfassung das Patriziat wieder brachte, aber jetzt eben in der vereinigenden Form der Konstafel. Nur diese Konstafler führten und bewachten der Stadt Banner. Aus ihnen wurden die dreizehn Rathsherren gewählt, welche sammt den dreizehn Zunftmeistern den neuen Rath auf eine halbjährige Dauer ausmachten. Weil nun durch die Verbannung und andere Strafen die Zahl der zur Konstafel gehörigen Patrizier verringert worden, versetzte Brun, um die Lücken auszufüllen, in die Konstafel die Großhändler, Gewandschneider (die Tuch zum Verkaufe ausschnitten), die Wechsler, Goldschmiede und Salzleute, und fügte so den alten Aristokraten durch Geburt die neuen durch Reichthum bei. In ihnen suchte er seine besondere Stütze, und deshalb hieß es auch von denselben vorzugsweise: „Sie sollen einem Bürgermeister wartend syn.“ Zum voraus war daher mit ihnen das Amt des Bürgermeisters einer umgebenden Hülfe versichert, aber auch der einleitende Grundsatz zu jener Einrichtung ausgesprochen, daß „Burger“ neben der eigentlichen Regierung im Regiment sitzen könnten, was sich später vollends im „großen Rathe“ darstellte. Was Brun beabsichtigte, trat auf solche Weise gut ins Leben. Die Aristokratie fand in der neuen Verfassung wieder ihren Platz, aber auch das demokratische Wesen erhielt darin durch die Zünfte und deren Meister seine gehörige Geltung. Sämmtliche Handwerker waren nach ihren Berufsarten den betreffenden Innungen zugetheilt. Mehrere Innungen zusammen wurden in Zünfte vereinigt. In der Innung herrschte das Handwerksinteresse vor, in der Zunft das politische und militärische, so daß die Regierung den Innungen einen möglichst weiten Spielraum gestattete, die Zunft als politisches Wahlcorps und Kriegsgesellschaft unter strenger Aufsicht hielt. Und nun fand sich zu diesen beiden Elementen, dem aristokratischen und dem demokratischen, in der neuen Verfassung noch das dritte ein, das monarchische, welches dann, wenn jene beiden gegen einander im Gleichgewicht standen, über ihnen eine sonderbare Höhe einnahm. Es erschien im Bürgermeister, dieser eigenthümlich abgeschlossenen Persönlichkeit, mit wahrhaft fürstlicher Gewalt ausgerüstet, unverantwortlich in den Handlungen, auf Lebensdauer und so gewählt, daß für ihn im Todesfalle die Erbfolge schon zum Voraus bezeichnet war. Ihm mußte ein Eid geleistet werden, der selbst dem Eide gegen Staat und

wollte, schwer verletzt. Aus dessen Händen wurde er, als dieser ihn, da er eben zum Schiff zurückkehren wollte, von hinten verfolgt und mit einem Schusse verwundet hatte, durch seine Diener, deren zwölf waren und die nur auf ihn Acht zu geben hatten, rasch entrissen. Dieser Bürgermeister entwand sich auch einmal daselbst, wie man sagt, zwölf Feinden, die ihn zu tödten suchten, indem er ihnen rühmlichen Widerstand leistete und die wüthende Bosheit ihres verwegenen Planes niederschlug, und sich mannhaft vertheidigte.[1])

Als nun vor der Stadt die Inwärtigen den Auswärtigen ihres Ruhmes und ihrer Hoheit Größe gezeigt, die Gemüsegärten zertreten und verwüstet, auch alle dort befindlichen Früchte ausgezogen und weggerissen hatten, kehrten sie triumphirend nach Zürich zurück.

Sie wurden aber im Innersten empört über des genannten Grafen von Habsburg Treulosigkeit, weil er das mit ihnen früher eingegangene Friedensbündniß und den ihnen früher geleisteten Eid gebrochen hatte und zu ihrem so empfindlichen Nachtheil den Auswärtigen anhieng. Und darum von dem Gedanken erfüllt, ein ihm zugehöriges Schloß, genannt Grinau, das nicht weit von Rappersweil entfernt war und nahe am See lag, anzugreifen, riefen sie einen Maschinenmeister her, der kriegerische Werkzeuge zu machen verstand.[2]) Nachdem sie durch ihn Böcke und Maschinen und mancherlei

---

Regierung voranging. Ihm kam es zu, zwei Ritter und vier andere Mitglieder des abgehenden Rathes auszulesen und mit ihnen jene Räthe zu wählen, die von der Konstafel her neu in die Regierung traten, wie begreiflich, daß er diese Partie Rathsherren in seinem Willen hatte! Ihm mußten sich aber auch die dreizehn Zunftmeister, obwohl frei von den Zünften bestellt, präsentiren und geloben, ihm gehorsam zu sein, seinen Nutzen zu fördern und seinen Schaden zu wenden. Mit solchen und andern außerordentlichen Befugnissen war der Bürgermeister begabt, stand so mit einem auf republikanischem Recht fußenden Staatswesen in keinem Einklang, ließ vielmehr zwischen sich und den andern eine Kluft übrig, die das Gefühl des Zusammenhanges und der Einheit wegnahm, und reizte besonders bei seienden oder gewesenen Regierungsmitgliedern zu mißmuthiger Stimmung und Spannung. Er verblieb auch in seinem vornehmen Glanz durch Bruns Zeit hindurch, und erst 40 Jahre später wurden Gewalt und Rechtsame des Bürgermeisters auf einen Grad herabgesetzt, wo sie mit einem demokratischen Volksleben in richtigerer Parallele erschienen. Vergleichen wir nun dies alles mit einander, wie Brun es ist, der die Machtgröße des Bürgermeisters schafft und dann mit der eigenen Person in dieselbe eintritt, der, wenn er auch nicht das Patriziat gestürzt, doch Patrizier aus ihrem Glück und Einfluß hinausgehoben, der durch das neue Wesen die schroff gesonderten Stände zusammengebracht, ihre Rechte in billiger Mischung ausgeglichen und so die ganz besondere Verehrung des Handwerksstandes und Volkes auf sich gelenkt hat, so können wir bei Brun als ganz natürliche Folgen beides erklären, nämlich ebensowohl das Ansehen, in das ihn unser Chronist stellt, als jenen bittern Haß, der sich von Seiten der gestürzten Partei auf diese Persönlichkeit wirft, wie dieser Haß jeden Weg einschlägt, Brun rächend beizukommen, und gegen ihn zu Rappersweil und Zürich die gewagtesten Mordversuche anstellt und anstellen läßt. Ueber das Ganze vgl. wieder Hottinger a. a. O.

[1]) Für diese einzelnen Vorfälle, die mit Brun zu Rappersweil geschahen, ferner für die Hinrichtung der im Verrath ertappten Bürger und des aufgegriffenen Brandstifters finde sich zwar, sagt Hottinger, nicht der mindeste urkundliche Beweis vor; dennoch sei der Bericht Vitodurans, des Zeitgenossen, nicht zu verwerfen. Denn als Zeitgenosse, vielleicht als Augenzeuge sei Vitoduran in dieser ganzen Geschichte Bruns und Zürichs vor spätern Chronikschreibern wohl zu berücksichtigen!

[2]) Einen geschickten Geschützmeister, sagt Hottinger und nennt laut vorhandenen Urkunden verschiedene Personen wie Graf Eberhard von Nellenburg, Burkhard, den Blydenmeister von Bern, und andere, welche die Stadt für richtige Bezahlung ihrer im Jahr 1337 geleisteten Dienste bescheinigen.

zur Zerstörung des gedachten Schlosses nothwendige und passende Zurüstungen aufgerichtet hatten, fuhren sie abgetheilt und nach ihren Rotten geordnet auf vielen Schiffen siegesstolz, unter dem Schall der Pfeifen, mit Trommeln und Saitenspiel sofort den See hinauf. Als sie bis an das Schloß herangefahren waren, landeten sie und lagerten sich daselbst in freier Erholung aus einander, und viele schmausten, auf ihre Menge vertrauend, ohne alle Besorgniß. Inzwischen aber hielt sich der Graf von Habsburg mit den ihm untergebenen Einwohnern „in der March“ und seinen andern Hülfstruppen im Walde nächst dem Schlosse, gegenüber, und spannte den Zürchern die Schlingen. Als er nun mit seinen Leuten die Zürcher sah, wie sie unbesonnen dem Schmause oblagen und auf seinen nahen Ueberfall gar nicht bedacht waren, brach er aus seinen Verstecken hervor, stürzte vom Berg und Wald herunter, drang mit heftigem Anfall auf sie ein und tödtete viele. Und, was ich mit Schmerz berichte, den Hauptmann und Anführer der Zürcher, einen Grafen von Toggenburg,[1]) führten sie weg und hieben ihn in viele Stücke zusammen.

Die Zürcher, die es sahen, wandten von ungemeinem Schrecken erschüttert den Rücken und eilten zu den am Seesufer angebundenen Schiffen. Ihre Söldner[2]) riefen ihnen ermuthigend zu, zurückzukehren und tapfer auf die Feinde zu schlagen. Sie pflichteten bei und fuhren wie wilde Thiere, wenn die Jungen getödtet sind, auf jene mit solcher Wuth los, daß viele so sehr verblüfft wurden, daß sie alles hintansetzten und flohen, andere wiederum in Dornbüschen und Gesträuchen, so lange das Morden dauerte, sich versteckten. Ueberdies wurden mehrere schwer und tödtlich verwundet, viele auch getödtet. Unter diesen fiel — traurige Mähr! — der Graf Johannes von Habsburg, ein Mann von gar starker Kraft, schönem Anblick, berühmtem Geblüt. Er hatte freilich, wie es heißt, vor seinem Fall mit dem eigenen Schwerte viele umgebracht. Auch ein junger Soldat, sein höchst lobenswerther Diener, Namens Uelinger, voll guter Eigenschaften, den ich kannte, unterlag wie sein Herr, der Graf. Desselben Tod wurde recht beklagt, weil er bei den Leuten sehr beliebt gewesen war. Es wird darüber erzählt, daß er, als er seinen Herrn, den oft genannten Grafen, in die Lebensgefahr und die größten Bedrängnisse gestellt sah und ihn hörte, wie er ihn mit kläglicher Stimme um Hülfe anrief, sich an seine Seite heftete und für den Herrn sein Leben freiwillig auf das Spiel setzte, weil er sein zärtlichster und getreuester Dienstknecht war. Als er sich männlich und mit starker Hand vor der grausenhaft andringenden Feindesschaar, die ihnen böswillig den Tod zudachte, eine Zeit lang gewehrt hatte, wurden endlich beide durch eine unheilbare und todbringende Wunde hingestreckt. 21. Sept. 1337.

Sobald er gemerkt hatte, daß er vom feindlichen Getümmel umgeben und beinahe erdrückt sei, bat er die Feinde flehentlich, seiner zu schonen. Da sie es verneinten und ihn wie einen auf der Fleischbank geschlachteten Ochsen an verschiedenen Theilen des Körpers grausam durchhieben, hauchte er mit

---

[1]) Graf Diethelm von Toggenburg, der sich auf die Seite der Zürcher entweder als Verbündeter gestellt hatte oder weil er eigener Angelegenheiten halber im Streit mit Johann von Habsburg stand.

[2]) Das waren Reisige und Herren vom thurgauischen, aargauischen und schwäbischen Ritterstand.

lauttönendem und erschrecklichem Geschrei — denn er hatte eine sehr starke Stimme — den Geist aus. Er hatte vor seinem Tode einen von den zürcherischen Großen, wie man erzählt, umgebracht, und deshalb wohl schonten seine Mörder seiner weniger und wütheten bitterer gegen ihn. Es geht daraus klar hervor, daß die Zürcher am Ende, wo das Lob gesungen wird, triumphirten und das Feld besetzten und behaupteten, worauf der Krieg unterbrochen wurde. Hierauf belagerten die Zürcher, welche dran trieben das angefangene Werk zu vollenden, das Schloß wie Einige sagen drei Tage lang, und sie wären von demselben ohne dessen Verwüstung nicht abgezogen, wenn sie nicht von den Vögten der Herzoge Oestreichs, deren Blutsverwandter der von ihnen getödtete Graf von Habsburg gewesen war, durch furchtbare Drohungen und das strengste Gebot zurückgerufen worden wären.[1]) Sie leisteten den Mahnungen und dem Befehl derselben Folge und kehrten zu Schiffe auf dem See mit ihren ungefähr 20 Todten wieder nach Hause zurück. Sie fanden auf der Rückkehr den See von einem Hafen zum andern [2]) mit in den Seegrund eingeschlagenen Pfählen und Stöcken besetzt und versperrt, damit ihnen die Heimfahrt auf den väterlichen Boden um so weniger offen stünde und sie desto leichter wie der Fisch im Netz, der Vogel in der Schlinge, die Maus in der Falle, in die Gefangenschaft oder in den Tod verstrickt würden. Diese Pfähle zogen sie vermittelst der Anweisung des Maschinenmeisters heraus und zerbrachen sie und

---

[1]) In dem hitzigen Gefecht bei Grynau hatten also die beiden feindlichen Grafen den Tod gefunden, dadurch war die gegenseitige Racheluft noch mehr geweckt worden, Verbannte wurden nach Zürich gebracht, aufgefangene Bürger Zürichs nach Rappersweil geführt, auf jegliche Weise suchte man einander in Schädigungen und Bedrückungen überfallend zuvorzukommen. Da boten Kaiser Ludwig und Herzog Albrecht von Oestreich, letzterer als Verwandter und Vormund der drei Söhne des gefallenen Grafen von Habsburg, ihr Wort und ihre Hand, dem unheilvollen Streit in seinem wachsenden Verderben ein Ziel zu setzen. Sie führten den Frieden herbei und gründeten ihn befestigend auf einen Vertrag, aus welchem freilich für die vertriebenen Räthe auffallende Vortheile oder Vergünstigungen entsprangen. Es hieß darin, daß ihnen die Verletzung ihrer Eide und Siegel verziehen, die Verweisung der Schuldigsten in entfernte Bezirke aufgehoben sei, daß ihnen ein gemeinsamer Aufenthalt auf den Besitzungen der Grafen von Habsburg und ihrer Freunde gestattet und ebenso bewilligt werde, bis auf eine Meile Entfernung in der Umgebung der Stadt zu leben. Ja wenn sie der Urtheilsspruch auch noch fünf Jahre außer die Stadt weise, so sollten sie, würde ihnen eine Gnade des Rathes und der Bürgerschaft zu Theil, doch noch vor den fünf Jahren Zürich wieder betreten dürfen. Die Gefangenen werden ausgewechselt. Was von dem Eigenthum der Auswärtigen verkauft oder in Beschlag genommen worden, muß ihnen zurückgestellt werden. Auf ihr Vermögen darf der Rath keine höhere Steuer legen als auf dasjenige der übrigen Bürger, und andere Dinge mehr. Man kann sich, wenn man diese Umkehr der Personen und Verhältnisse besieht, der Frage nicht erwehren, wie sich Brun auf einmal zu solcher Milde gegen Leute umstimmen läßt, von deren Bosheit und Tücke er schon so manche arge Probe zu schmecken bekommen hatte! Zuverlässig, sagt Hottinger, nur daher, daß der Bürgermeister die Macht und Verwegenheit dieser Partei jetzt richtiger schätzte als früher, daß noch ein dereinstiges Bündniß derselben mit Oestreich zu befürchten war, und daß selbst der Kaiser schonende Behandlung der Verwiesenen empfahl. Auf solche Fingerzeige und Lehrstücke hin fieng der kluge Brun an, auch seine Politik nach Außen zu formen.

[2]) Wohl von Rappersweil bis Hurden, wo zwanzig Jahre später, im Jahre 1358, Herzog Rudolf von Oestreich, Albrecht des Lahmen Sohn, die rappersweiler Brücke bauen ließ. Drei Jahre früher hatte Herzog Albrecht aus der Hand des verarmten Grafen Johann von Habsburg Rappersweil gekauft und wieder befestigen lassen.

führten die begonnene Fahrt rudernd und schiffend zu Ende. Sie sahen die Frauen und Töchter und übrigen Freunde und Freundinnen mit der kläglichsten Trauer und Wehklagen ihnen entgegenkommen. Nach dem beweinenswerthen Begräbniß ihrer Verstorbenen faßten sie wieder den Geist der Ermannung und pflanzten die fünf Fahnen, welche sie den in die Flucht geschlagenen oder überwundenen Feinden im Kampf oder sonst weggenommen, im Kloster von Felix und Regula [1]) auf. Dieselben standen dort lange Zeit aufgerichtet zur Bezeichnung und Erinnerung an den beschriebenen Sieg.

Wenige Jahre vor den so eben erzählten Dingen, was ich oben an seinem Ort aus Vergessenheit 1328 und 1329
übersprungen habe, zog der König von Böhmen, über den ich oben mehrmals Meldung gethan, mit dem Herrn Albrecht, Grafen von Heiligenberg,[2]) Geschlecht Montfort, und mit anderer großen Ritterschaft ins Land der Heiden und bekriegte sie ruhmvoll, indem ihm das Glück vorzüglich zulächelte. Von dem Grafen Albrecht aber wird insbesondere ausgegeben, daß er es unter jenen Heiden sehr tüchtig und tapfer getrieben, viele derselben daniedergeworfen und sich mannhaft ihren Händen entrissen habe. Zum Beweise seines herrlichen Triumphes aber führte er nach langem und gefahrvollem Streit die Tochter eines vornehmen und mächtigen Heiden, die noch in den Kinderjahren stand, weg und hin in das Gebiet der Christenheit und empfahl sie einer Gesellschaft der Schwestern vom Orden der Minderbrüder, die bei der ihm gehörenden Stadt Bludenz [3]) lag, in getreue Hut. Sie wurde in der vorschriftmäßigen Lehre und den christlichen Kirchengebräuchen so viel als möglich unterrichtet und diente dem Herrn Jesu Christo, nachdem sie den Aberglauben und Wust des Götzendienstes vergessen und verworfen hatte, als ein vielbeweisendes Schaf.[4]) Er raubte auch eine Mannsperson und machte sie sich zum Hausdiener.

Um diese Zeit wurde in einem Dorfe Sarnaky,[5]) das bei Luzern liegt, ein Dorfmeier, welcher der Welt gleichsam entsagte, aus Frömmigkeit zur Sühne seiner Vergehungen Meßner. Als er in einer Nacht zur Morgenandacht vor Tag läutete, stellte sich eine Erscheinung abgestorbener Menschen schauerlich vor ihn hin und stürzte auf ihn ein und zog ihn nicht nur vom Läuten weg, sondern erwürgte ihn auch unter seinem gewaltigen Rufen. Die Leute aber dort, die das ungewöhnliche Aufhören des Geläutes und das grausame Geschrei bemerkten, liefen eilig zur Kirche und fanden ihn wie todt. Nachdem er noch eine kleine Weile gelebt, schloß er, des Dienstes der Zunge gänzlich beraubt, den letzten Tag.

Nun will ich eine so wundersame Geschichte, daß sie von je Zeiten her nicht gehört worden, ge-

---

[1]) Großmünsterkirche zu Zürich.

[2]) Am Bodensee, im badischen Seekreis, jetzt noch ein Bergschloß mit Park.

[3]) Im Tyrol, Kreis Bregenz, an der Ill.

[4]) So möchte wohl ovis argumentosa zu übertragen sein. Es ist ein Schaf, das ein reiches argumentum, einen großen oder besondern Inhalt, in seinem Lebensgange aufweisen kann, von dessen Geschicken also Vieles und Merkwürdiges zu erzählen ist, hier nun zur Ehre Gottes und Christi.

[5]) Sarnen, Hauptort des Kantons Unterwalden ob dem Wald, am Ausfluß der Aa aus dem Sarnersee.

schehen im Jahre 1336, zur Zeit des Papstes Benedikt XII. und des Kaisers Ludwig, so gut ich nur immer kann, erzählen. Ein vornehmer Mann nämlich wurde damals in Frankreichs Gebiete von den Juden auf listige, boshafte und schändliche Weise getödtet. Das hörte dessen Bruder, vom Orden der Hospitalbrüder, ein starker und muthiger Mann, erhob sich im tiefen Schmerze über die Tödtung des Bruders und gewann sich vieler Männer Herzen und verfolgte zur Rächung des Bruders die Juden in jenem Lande auf das Ernstlichste und rief, um nachdrücklicher ausführen zu können, was er sorgsam und fleißig im Herzen erwog, unter dem Vorwande, das von den Juden verursachte Leiden Christi müsse durch ihn gerächt werden, als wenn er vom Eifer des Glaubens entflammt wäre, eine große Menge Männer zur Ausrottung und Ermordung der Juden auf. Denn daß sie die Missethat der Juden, die Christum kreuzigten, an den Nachkommen, die damals gegenwärtig und vorhanden waren, rächen würden, das rechneten sie sich aufrichtig als Verdienst an. Als er auf solche Weise viele Juden getödtet hatte, sorgten sie zuletzt, indem sie schlechten Christen großen Lohn gaben, für seinen Tod, und so wurden sie seinen Händen entrissen.

Nach dem Beispiele desselben erhob sich ein Bauer, der, wie das Gerücht allgemein bezeugte, ein Schenkwirth war, im Elsaß, sogleich nach ihm, ich weiß nicht gewiß von welchem Beweggrund getrieben, gegen die Juden und brachte, von einem Volksschwarm dicht umdrängt, ihnen einen tüchtigen Schlag bei. Er wolle an ihnen das Todesleiden Christi rächen, betheuerte er unzweideutig, gewann und zog wie ein Magnet aus dem gemeinen Haufen der Leute eine große Menge an sich, ging vor viele Städte im Elsaß mit der vorgehaltenen Fahne des Kreuzes und dessen Bild und bat, gelegen und ungelegen, eingelassen zu werden. Er führte an, er habe durch göttliche Eingebung und himmlische Weisung in Auftrag erhalten, auf der ganzen Erde müßten die Juden, die Feinde Christi, durch ihn und seine Helfer aus dem Wege geschafft und vertilgt werden; er fügte bei, eine jede Stadt, Schloß oder Dorfschaft, die ihm darin widerstehe, widerstreite dem rechtmäßigen Glauben und der Anordnung Gottes. Wenn sie diese Worte gehört hatten, öffneten sie hocherfreut, mit willigem Herzen die Thore und gewährten ihm und seinen Begleitern freien Eintritt, und waren auch hiemit nicht zufrieden, wütheten vielmehr im gleichen und einträchtigen Willen mit ihnen gegen die Juden und tilgten sie sammt ihren Frauen und Kindern aus. In diesem Morde erwürgten viele Juden, wenn sie sahen, daß sie dem Tode nicht entgehen könnten, ihre Kinder beiderlei Geschlechtes, oder stürzten sie aus einer Höhe in die Tiefe, damit sie nicht, von Todesfurcht erschreckt, zur Taufe Zuflucht nähmen. Ueber eine sehr schöne Jüdin nämlich habe ich gehört, daß sie sich und das Ihrige einem gemeinen Mann unterstellte, mit dem Versprechen, der Taufe Bad anzunehmen und sich zum Lichte des seligmachenden Glaubens hinzuneigen, um durch ihn von des Todes Unfällen entrissen und erlöst zu werden. Er als bäurisch, ungeschlacht und abgeschmackt achtete darauf gar nicht und durchbohrte sie an der Hüfte und schnitt ihr den Lebensfaden ab.

Dieser Verfolger der Juden, von dem eben die Rede ist, wurde vom Pöbel der König Armleder genannt, vielleicht (damit das Wort auf die That anspiele) deshalb, weil er am Arm ein Leder statt

eines Eisens trug. Ihm nämlich, dem waffenlosen, folgte ein waffenlos Volk. Denn wie jene Benennung einen jeden anlockte und festhielt, so riß sie zu jenem Auszug oder Schaarenzug in gewaltigem Geiste hin. Da aber der Ruf dieses Königs und seine gute Absicht, die er wie gesagt vorschützte, in der Geltung wuchs, so viel es auf die Meinung und Leichtgläubigkeit einfältiger, roher und unverständiger Leute ankam, strömten sie aus allen Enden und Ecken des Elsaß wie ein Gießbach rasch und eifernd in ungeheurer Zahl zu ihm zusammen, vergaßen ihrer Angelegenheiten, ließen alle Geschäfte, die abzuthun waren, im Stich, einzig ausgenommen das Brod, das sie in einem kleinen Sack bei sich trugen, und eilten mit brennender Sehnsucht zu ihm. Hatte er's gewünscht, so gingen sie wieder nach Hause; wünschte er's aber, so kehrten sie haufenweise zu ihm um, mit einer unglaublichen Schnelligkeit. Und sie dienten ihm auf ihre eigene Beköstigung, ein jeder mit dem Werkzeug seines Geschäftes oder seiner Kunst, nämlich mit Beil, Karst, Schwert, Hammer oder Dreschflegel, Messer, Haue, Axt, Jagdspieß, Bogen, Armbrust, Lanze oder irgend was Anderm. Indem man nicht auf morgen hinschaute, sondern sich ganz der göttlichen Vorsehung anvertraute, so daß eine wunderbare Liebe von oben herab, wie man zuversichtlich annimmt, eingeflößt war, lief man wie im Augenblick zum König hin. Ein Wille nämlich lebte in allen: zu rächen den unschuldigen Tod und das Blut des Erlösers. Denn durch des Glaubens Band wurden sie Ein Herz und Eine Seele. Was sage ich weiter? War er in Rufach[1]) oder in Ensisheim[2]) oder in andern Städten und Ortschaften des Elsaß, so brachte er, wie man sagt, 1000 und 500 Juden und darüber um und rottete ihren Unflath und ihre Schandthaten aus der Mitte der dort wohnenden Gläubigen aus. Ihre Leichname wurden außer die Städte geführt und ins Wasser versenkt oder zu einem Wall oder Haufen in den Feldern zusammengetragen und verbrannt. Bei dieser Verfolgung der Juden soll jener König in seinem Gefolge bald 1000, bald 500, bisweilen fast 2000 Mann Fußvolk gehabt haben. Ihre Strenge soll in das ganze umliegende Land hin erschollen sein, so daß an ihnen gewissermaßen in Erfüllung gegangen schien das Wort des Propheten, der sagt: „In alle Welt ging aus ihr Schall" u. s. w.[3]) Ja ihr Gerücht und Schrecken erscholl in den umliegenden Ländern so sehr, daß nach dem gemeldeten Blutbad der Juden die andern am Leben gebliebenen Juden aus allen jenen Gebieten so erschreckt und verblüfft wurden, daß sie ihre Zuflucht nach der kaiserlichen Stadt Colmar im Elsaß nahmen und den Schutz der Bürger anriefen. So wie der König das hörte, ging er im heftigen Zorn auf diese Stadt los und verlangte, daß ihm die von ihnen in Schutz genommenen Juden ausgeliefert würden. Als sie dies zu thun sich weigerten, belagerte er im Wunsche, die Bürger selbst auf vielfache Weise zu bedrängen, zuerst die Stadt mit seiner Ritterschaft und seinem zahlreichen Heere viele Tage lang gewaltig und hinderte sie

---

[1]) Rouffach im Departement Haut-Rhin, Arrond. Colmar, an der Lauch.

[2]) Ensisheim an der Ill im Elsaß, Departement Haut-Rhin, also beide in Frankreich.

[3]) Ps. 19, 5.

an Ernte und Weinlese beschwerlich. Deshalb brach in der Stadt eine große Entzweiung und ein sehr gefährlicher Aufstand aus. Denn das gemeine Volk drang darauf, die Juden auszutreiben; aber die mächtigern, welche die verwegenen Versuche desselben im Zaume hielten, schützten die Juden aus allen Kräften. Deshalb folgten dort Verwirrungen und Schreckensscenen hinter einander. Wie damals von Einigen gesagt ward, wurden nämlich aus den vornehmern Bürgern, die wie eine Mauer zur Vertheidigung der Juden standen, einige verwundet. Als daher jener König die Stadt auf solche Weise mehrere Tage geplagt hatte, wandte er sich endlich, da er die Juden nicht bekommen konnte, nach einem von der Stadt nicht weit abstehenden Dorfe, wo ihn, so lange er da blieb, die Leute vom Volke, die aus der Stadt hinausgingen, aufsuchten und oft besuchten.

Als aber in der nächsten Fasten, die hierauf folgte, der Kaiser Ludwig in die oft genannte Stadt, um daselbst einige Tage zu verweilen, sich mit seiner Gemahlin, der Kaiserin, begeben hatte, und der vorbemeldete König bereits in Gegenden Frankreichs abgezogen war und der Kaiser den Juden und ihren Beschützern zur Seite stand, läßt die Kaiserin erbost zwei welsche Hähne braten und gebraten dem Kaiser durch den Küchenmeister auf den Tisch bringen und anbieten. Er bezeugte, als sie da waren, seinen Abscheu davor und befahl erzürnten Gemüthes, daß sie sogleich von ihm weggenommen würden. Als er sich dann auch erkundigte, warum ihm die von der Kirche verbotene Speise zur Fastenzeit vorgelegt worden sei, antwortete ihm die Kaiserin, Namens Morgaretha, die Tochter des Grafen von Holland [1]: „Da Ihr den Anschein habet, Jude werden zu wollen, indem Ihr den Juden zustehet und zustimmet, so scheint es folgerichtig der Vernunft angemessen, daß Ihr Euch mit ihnen gleich haltet und das Fleisch, das sie jetzt nicht meiden, sondern frei genießen, zugleich mit ihnen ungebunden esset." Als der Kaiser dies hörte, stutzte er und kehrte in sich selbst ein, nahm sich Vorsicht für die Zukunft vor und sagte: „Ich bereue es gethan zu haben, ich will das Geschehene gut machen und mich von nun an in solchen Dingen bessern." Sobald daher der Kaiser von jener Stadt, nachdem er daselbst alles, was er wollte, geordnet und abgethan hatte, abgezogen war, kehrte der vorbemerkte König zurück und schloß die Stadt zum zweiten Mal mit Belagerung ein und belästigte sie vielfältig, stampfte Aecker und Wiesen, Kornfelder und Weinberge nieder, weidete auch alle Früchte ab und trieb nicht minder die Bürger innerhalb der Mauern in die Enge als er ihre Gegenstände und Güter außerhalb der Mauern raubte. Da hier und anderswo seine Herrschaft und die Stärke seiner

[1]) Diese Margaretha hatte in ihrer Zeit viel zu reden gegeben und ihrem Gemahl, dem Kaiser, zwei sehr verschiedene Früchte eingetragen, nämlich geistliche Verdammung und weltliche Bereicherung. Geistliche Verdammung, da der Papst Clemens VI., freilich selber sehr ungeistlich und vom französischen Thron gehetzt, diese Ehe eine blutschänderische nannte und den Kaiser dann überhaupt als den fluchwürdigsten Sünder gegen Gott und Kirche unter vernichtendem Bannstrahl vor den heiligen Gerichtsstuhl nach Avignon forderte. Weltliche Bereicherung, als sein Schwager Wilhelm IV., Graf von Holland, der Bruder der Kaiserin, im Jahre 1345 ohne Kinder gestorben war und Ludwig dessen Länder seiner Gemahlin zusprechen ließ, aus deren Hand sie später ihr Sohn als Wilhelm V. empfing. Da Ludwig durch diese Ehe auch der Schwager Eduards von England war, so sind wir später veranlaßt, dieses Verhältniß noch einmal zu berühren.

Macht von Stufe zu Stufe zunahm und augenscheinlich hervortrat und weit und breit hin seines Weihrauchs unüberwindliche Herrlichkeit verbreitete, so flößte er nicht nur den im Elsaß, sondern auch den in Schwaben niedergelassenen Juden unsägliche Furcht und Zittern ein, so daß einige die Städte verließen, wo sie seit vielen Jahren Wohnsitz und Aufenthalt gehabt hatten, und um ihr Leben bekümmert sicherere und festere Orte suchten und, um solche erlangen zu können, den Herren der Länder, welche diese inne hatten, ein großes Geld ausbezahlten oder das von denselben ihnen schuldige und in nächster Zeit zu entrichtende erließen und gänzlich schenkten. Als dieser König vor der erwähnten Stadt sich vergeblich gemüht hatte, sprang er von dem begonnenen Werke ab und erschien weiter nicht mehr. Und nachdem er so die Juden lange gepeinigt hatte, verschwand zuletzt der Namen seiner Majestät und löste sich wie ein zerfließendes Wasser in nichts auf.[1])

In damaliger Zeit sprudelten viele Ketzereien in Oestreichs Gegenden auf und steckten unzählige Seelen an. Diese Dinge wurden in Bodenkellern oder andern beliebigen unterirdischen Orten getrieben. Und nicht nur in den Gegenden Oestreichs, sondern auch in den benachbarten Ländern wucherten diese ketzerischen Verkehrtheiten. Die Urheber, Begünstiger und Anhänger dieser Sekten aber wurden mit dem Feuertod und mit verschiedenen andern Todesmartern in großer Menge vertilgt.

In jener Zeit an denselben Orten brach auch eine besondere Bedrängung der Juden eines Priesters halber aus, der von großem Mangel gedrückt war und die Hostie mit Blut bespritzte, sie von sich unter die Juden hinwarf und diese dann verdächtig machte und schwer beschuldigte. Als die Hostie mit der größten Ehrerbietung zur Kirche des genannten verbrecherischen Priesters hergebracht und abgegeben und daselbst hingestellt worden war, so wurde sie von dem Volke des ganzen umliegenden Landes zahlreich besucht und mit Opfern und Gaben höchst andächtig verehrt. Der Priester nahm diese viele Tage lang in Empfang und bereicherte sich namhaft. Nachdem er das Christenvolk unter der Gestalt

---

[1]) Zu der ganzen Erzählung des Königs Armleder oder Arnleder, wie er auch geschrieben wird, in welcher sich unser Chronist etwas weitläufig ergangen hat, finden wir anderswo zwei kurze Belege und schließen sie hier an. Den einen derselben lesen wir in der straßburgischen Chronik von Fritsche Closener (in der Bibliothek des literarischen Vereins zu Stuttgart Bd. I. p. 82 und 83) und geben ihn unverändert in Schrift und Styl:

Ein Juden martel. Da man zalt 1337 jor, do was ein edelman zu Dorolzheim (Dorlisheim im französischen Departement Bas-Rhin) der hies der Unbehouwen, und einre zu Andelahe (Andernach in der preußischen Provinz Niederrhein, Regierungsbezirk Koblenz) hies Zimberlin: die sametent ein michel volke, mit den besossent sy Kolmar, und hieschent die Juden herus, und woltent sy han verderbet. Des wurdent die von Strosburg zu rote, daz sy woltend uf sy zogen: do sy das gewar wurdent, do fluchent sy dannan, und wart nüt me derus. Die houbetman nantent sich kunig Armleder.

Die andere Stelle ist noch kürzer und steht in den **notae historicae argentinenses** oder den straßburgischen Geschichtsnotizen (in **Fontes rerum germanicarum** oder den Geschichtsquellen Deutschlands von Joh. Friederich Böhmer Bd. III. p. 120) die wir in folgender Uebersetzung schreiben:

Im Jahre des Herrn 1338 werden die Juden in Franken von dem sogenannten Arnleder, im Elsaß aber von dem sogenannten Emich getödtet. Dieser belagerte auch in Verbindung mit Zimberlin und einer großen Volksmenge Kolmar der Juden halber. Und es wurden mehr als 6000 Juden in zwanzig Städten Deutschlands umgebracht.

eines bloßen Brodes, welches den wahren und geweihten Leib Christi vorstellen sollte, lange zum Narren gehalten hatte, wurde er endlich durch Gottes Wink von demjenigen verrathen, durch dessen mithelfende Unterstützung er diesen Frevel zu seiner und unzähliger Seelen Gefahr und Verderben ersonnen und verübt hatte. Denn wie ein Jerobeam [1]) veranlaßte er das Volk zu sündigen, da er, vom Geize getrieben, welcher der Götzen Dienst ist, zu Aberglauben und Abgötterei wissentlich Verursachung gegeben hatte. Denn indem er es veranstaltete, beteten die Leute, wiewohl unwissentlicher Weise, das Brod für den Opferleib an. Als er verrathen war, wurde er seinem Bischofe vorgestellt, der ihn mehrere Tage gefangen und gebunden behielt. Aber daß er strenger Kerkerhaft übergeben oder sonst nach Erforderniß seiner Schlechtigkeit gestraft worden, habe ich nicht gehört. Ich bedaure dies aus meinem innersten Gemüthe, da seine unermeßliche Sünde eine unermeßliche Strafe erheischt hätte, nach dem Zeugniß Mosis, der sagt, daß nach Art und Maß der Schuld der Züchtigungen Art und Maß sein wird.[2]) Daß aber sein Bischof träge und nachlässig in der Strenge der Züchtigung war, die an demselben mit Recht hätte geübt werden sollen, davon ist, wie Einige sagen, dies der Grund, weil er durch Geld und reichlich fließende Geschenke des Weltpriesters, der sie auf die beschriebene Weise höchst schändlich erlangt hatte, bestochen war. Denn, wie Moses sagt, „die Geschenke blenden die Augen der Weisen und verkehren die Herzen der Gerechten;“ [3]) selig wäre daher der Mensch, wenn er nach dem Wort des Propheten Jesaja „seine Hände vor jedem Geschenke erschüttelte.“ [4])

---

[1]) Jerobeam, Sohn Naboths, aus dem Stamme Ephraim, erster König des Reiches Israel oder jener zehn vom davidischen Herrscherhause abgefallenen Stämme, von 975—954 v. Chr. Da auch seine Unterthanen als Juden mit alter Verehrung am Centralheiligthum in Jerusalem hingen und dorthin noch immer ihre gottesdienstlichen Wallfahrten hielten, untersagte Jerobeam diese fromme Sitte, doch mehr von politischen als religiösen Gründen bewogen, um jede Verbindung seiner Israeliten mit dem verhaßten Nachbarreiche Juda abzubrechen. Dafür ließ er in den zwei Grenzstädten seines Gebietes, zu Dan im Norden und zu Bethel im Süden, eigene Tempel bauen und drinnen das goldene Kalb aufstellen, dieses bei dem gemeinen Volk bekannte und selbstbeliebte Bild, das es von dem ägyptischen Apiscultus her noch immer in Erinnerung oder Tradition trug und unter dem es nun sinnlicher Weise auch seinen Gott Jehova schauen und anbeten sollte. Aber dadurch trieb Jerobeam Priester, Leviten und andere fromme Israeliten aus seinem Lande weg und ins Reich Juda hinüber. Er veränderte ferner die Zeit des Laubhüttenfestes, das nun von den zehn Stämmen im achten und nicht mehr nach der Weise der Väter im siebenten Monat gefeiert werden mußte, doch auch dies nicht sowohl aus Mißachtung des ehrwürdigen Gesetzes, sondern in Berücksichtigung vom Stande der Früchte, weil gegen Norden hin und gerade am Libanon die Obst- und Weinlese etwas später eintrat. Endlich hielt er am Hofe zu Thirza Vielweiberei und erlaubte sich noch manch andere Freiheit, die in den Augen jedes rechtgläubigen Israeliten als eine Verletzung der göttlichen Satzungen erscheinen mußte. Mit allen diesen Neuerungen, zum Theil im ungescheuten Widerspruch mit Gesetz und Propheten, wenigstens den gegenwärtigen, zog er sich den bösen Namen eines gottlosen Königs zu, der das Volk von dem rechten Gott abbringe und ins Verderben stürze. Daher auch die Parallele in unserer Chronik.

[2]) Dem Chronisten schwebt die Stelle 5 Mos. 25, 2 vor, wo jedoch nur der Schluß des Verses in sein Citat paßt und selbst im Text der Vulgata noch etwas anders lautet als hier bei Vitoduran. In unserer deutschen Bibel heißt es: (man soll den Uebelthäter vor dem Richter schlagen) „nach dem Maß seiner Missethat in gewisser Zahl.“

[3]) 5 Mos. 16, 19

[4]) Jes. 33, 15.

Es wird ferner erzählt, daß zu dieser Zeit auch in einer Gegend Oestreichs ein Jude sich durch einen schlechten Christen die geweihte Hostie bringen ließ, die er, nachdem er sie ihm gebracht, geschickt in seinen Schuh legte. Als er aber eines Tages auf der Hochzeit eines Juden im Reigen mit andern Juden vor einer großen Menge Gläubiger durch eine Straße der Stadt einherzog, wurde er durch göttliche Veranstaltung genöthigt, festen Fußes unbeweglich stehen zu bleiben. Die andern Juden, die es sahen, trieben ihn an weiter zu gehen. Denn sie waren von der Furcht erschüttert und vermutheten oder erkannten es vielleicht mit Gewißheit, er habe etwa Derartiges begangen. Aber durch die Rache von oben geschlagen vermochte er nicht weiter zu gehen. Die Gläubigen jedoch, denen dies auffiel und die darüber erstaunt und von starkem Argwohn ergriffen waren, hießen ihn seine Schuhe ausziehen, fanden die Hostie in seinem Schuh, wo er dieselbe recht absichtlich, ihrer zu spotten, eingelegt hatte, und riefen bestürzt einen dort nächstwohnenden Priester herbei, daß er sie wegnehme und ehrfürchtig an dem heiligen Ort aufhebe. Als derselbe vor der hochheiligen Hostie, wie ihm ziemte, niederfiel, sprang sie ihm sogleich in den Schooß. Deshalb wurden, wie ich gehört habe, viele Juden getödtet.

Da ich der Ketzer in Oestreichs Gegenden oben Erwähnung gethan, so will ich jetzt, wie mir angezeigt und eingegeben worden ist, das Verfahren derselben und anderer neuerer Ketzer kurz darlegen. Es ist folgendes. Wenn sie in ihren Schlupfwinkeln, an den unterirdischen Orten versammelt sind, sitzt der Sektenvorsteher auf einem erhöheten, für ihn bestimmten Platz und prüft die Hereintretenden in solcher gleichnißartigen Befragung: „Stechen die Dornen?" Wenn sie dann aus der Zahl seiner Verbündeten sind, so sagt Einer oder Eine, die das versteht: „Nein." Wenn er aber nicht zu ihnen gehört, so sagt er: „Freilich stechen sie, Herr." Sind alle Eingetretenen aus seinen Leuten, so üben sie ihre Schlechtigkeit um so freier; wenn nicht, so mäßigen sie sich oder enthalten sich gänzlich wegen der Gegenwart solcher Ungeweihter. Wenn dieser Sektenvorsteher die Predigt der Sekte und ihrer Irrlehre mit prunkenden Worten und Schminkfarbe verziert bis zu Ende hergesagt hat, treten vier Jünglinge mit brennenden Lichtern ein. Diesen folgt nach kurzer Zwischenzeit ein König mit funkelndem Diadem und wundersam schimmerndem Scepter, ausgezeichnet in die kostbarsten Gewänder gekleidet, umschlossen von einer glänzenden und reizenden Schaar Ritter. Derselbe behauptet, er sei der König des Himmels, bestätigt die Lehrsätze des Sektenvorstehers und gibt sie kraft seines Ansehens hin zur Beobachtung und Festhaltung auf immer. Sobald er aufhört zu reden, kommt eine Heuschrecke[1]) heran, die sich auf den Mund aller

---

[1]) Wir konnten auf keine andere Bedeutung kommen als auf diese. Das Wort ist attacus, im klassischen Latein nicht bekannt, überhaupt nicht lateinisch, sondern griechisch und auch hier nicht in der Profanliteratur, sondern nur in dem sogenannten hellenistischen Griechisch zu finden. Mit der Bezeichnung attakos, das wir von aisso, asso, atto „springen" — auch ohne iota subscriptum — abzuleiten haben, gab die Septuaginta oder die unter dem ägyptischen König Ptolemäus Philadelphus (284—273) der Sage nach von 72 alexandrinischen Juden ausgearbeitete griechische Uebersetzung des alten Testamentes das hebräische Wort chargol (3 Mos. 11, 22), das buchstäblich „Hüpferin" heißt und eine Heuschrecke benennt, welche die Flügel noch nicht ausgebildet besitzt, daher noch nicht fliegt, sondern sich nur in „hüpfenden" Sprüngen bewegt. Aus der Septuaginta ist attakos als attacus in die Vulgata übergegangen, und aus ihr als dem unserm Chronisten wie

Einzelnen setzt und ihnen eine solche Wonne einflößt, daß sie in eine Sinnesbetäubung fortgerissen werden und vor allzu hoher Wonne, mit der sie übergossen sind, sich nicht zurückhalten können. Hierauf werden die Lichter ausgelöscht und jedweder faßt den nächsten Mann oder die nächste Frau, die ihm entgegenkommen, und mißbraucht sie. Denn häufig übt der Mann an dem Mann, die Frau an der Frau die Schande aus, weil solche nach dem Wort des Apostels an die Römer „übergeben sind in den verderbten Sinn und in schändliche Lüste wegen ihrer Schlechtigkeiten, daß die Sünde die Strafe der Sünde ist." [1]) Solche würden den Glauben Petri umstürzen, wenn ihn die Lehrer nicht täglich mit dem Wort der Wahrheit befestigten. Daher wird das Schifflein Petri, das auf den Fluthen des Meeres dieser Welt einherschwimmt, durch der Stürme verschiedene Stöße erschüttert; aber es versinkt nicht, weil es durch der Lehrer starke Hand gehalten wird. Darum werden diese nicht mit Unrecht Säulen verglichen,[2]) weil durch ihren Schutz die Kirche Christi in des Glaubens Kraft aufrecht bewahrt wird. Recht eigentlich werden sie ja auch durch unsern Erlöser im Evangelium dem Lichte[3]) verglichen, weil durch sie die Finsterniß der ketzerischen Verkehrtheit weggewischt und zum Heil vertrieben wird. Die Sektirer sind die besondern Söhne des Satans, weil sie dessen Worte und Werke vor den andern Menschen voraus thun und nachahmen. „Denn er verkleidet sich, wie der Apostel sagt,[4]) in einen Engel des Lichtes" und verführt so Viele und wirft sie in des Irrthums Abgrund hinunter.

---

bekannt allein und hochgeltenden Schrifttext hat es Vitoduran ohne Zweifel genommen. Wir haben uns nun eine Heuschrecke von der sonderbarsten Natur zu denken, eine zauberhafte diabolische Heuschrecke, die hier im Dienste des Teufels erscheint, mit einer teuflischen Hexerei in der Versammlung der Ketzer von Mund zu Mund hüpft und jedem ein sinnnenberückendes Gift abgibt, das sie dann im Reiz unbegrenzter Wonne zum Verderben hinreißt. War es ja damals und von Alters her im Glauben des Volkes eine ganz gangbare Vorstellung, daß der Teufel gern durch Ungeziefer, Spinnen, Salamander u. s. w. operire. Wie leicht kamen unter diese unheimlichen Werkzeuge des bösen Geistes auch noch die Heuschrecken, die schon an und für sich und zudem von den ägyptischen Plagen her in einem übeln Rufe stehen. Uebrigens braucht es, was der Leser bei der ganzen Sache nicht vergessen möge, natürlich einen Vitoduran und seine Zeit, um solche Dinge zu glauben und andern als glaublich zu erzählen.

[1]) Röm. 1, 24—27.

[2]) Der Ausdruck Säulen findet sich zwar von Lehrern nicht oft im neuen Testamente und geht da, wo er vorkommt, vorzüglich auf die drei Apostel Jakobus, Kephas und Johannes, „die man für Säulen achtet," schreibt Paulus an die Galater 2, 9. Aber es lag nahe, den ehrenvollen Namen auch auf andere überzutragen, die im Eifer ihres Glaubens und Werkes jenen drei voranstehenden Aposteln nachstrebten. Und ebenso führte darauf, die Lehrer der Kirche Säulen zu heißen, ein Wort wie Offenb. Joh. 3, 12, das nicht einem einzelnen bestimmten Namen gewidmet ist, sondern im allgemeinen Sinne jedem gilt, der es verdient, wenn dort geschrieben steht: „Wer überwindet, den will ich zu einer Säule im Tempel meines Gottes machen." Als dieser Ueberwindende erschien vor allen andern der Lehrer der Kirche, der zur Zeit der Bedrängniß wie gegen den störenden Feind mit den Waffen des ausharrenden Glaubens, der überwältigenden Wahrheit zum Siege voranschreiten mußte.

[3]) Matth. 5, 14 und vgl. auch Ephes. 5, 8.

[4]) 2 Cor. 11, 14.

Ferner kurz vor diesen Dingen, die ich erzählt habe, führte, wie ich durch die lebendige Stimme eines glaubwürdigen Berichtes von einem Edelmann vernahm, ein Pfarrgeistlicher (o wäre es doch ein Laie gewesen!) der eine Pfarrkirche im Gebiet des constanzer Sprengels im Land Thurgau besorgte, ein sehr schlüpfriges Leben. In solchem Grade, daß er, wiewohl er sich oft als Wirthshausläufer, Spieler, Tanzmeister, Meineidiger, Wucherer, Trunkenbold und Hurer zeigte, nichts destoweniger jeden Tag unverzagt die Messe verrichtete. Als ihm dies vorgeworfen und er mit hart anfahrenden Worten beschuldigt und ihm gesagt wurde, mit welcher Stirn er auch so oft Messe zu halten sich erkühnte, da er wisse, daß er ohne Buße in so viele ungeheure Laster fortwährend verstrickt sei, antwortete er, daß er den Leib nicht schaffe, sondern nur ein nach Art der Hostie geformtes weißes Plättchen dem Volke in der Stunde der Aufhebung [1]) zeige, welches er auch am geheimsten Ort verwahre und hervornehme, wenn die Nothwendigkeit oder Gelegenheit, die Messe zu feiern, in der gebührenden Zeit eintrete. Daraus geht hervor, daß jener gottlose Priester, von einem teuflischen Stachel gespornt, den ungeheuerlichsten Frevel begangen hat. Denn auch wie ein Jerobeam [2]) veranlaßte er das Volk zu sündigen und zog es zum Götzendienste hin; denn das Holz beteten sie ja für den wahren Leib Christi in seinen Händen an. Er hat Sünde auf Sünde gehäuft. In die Todsünden nämlich täglich verstrickt fürchtete er sich, das Abendmahl zu nehmen, damit er nicht in größere Gefahr und Schaden

[1]) Die Stunde der Aufhebung, die **hora elevationis**, ist so zu sagen der feierlichste Augenblick der Messe. Der Priester hat die Consecration vorgenommen, d. h. er hat unter jenen Einsetzungsworten: Der Herr nahm das Brod, dankte, brach es u. s. w. das Brod zu wahrhaftigem Leib Christi geweihet. Sobald er gesprochen: Denn das ist mein Leib! ist das Wunder der Transsubstantiation oder der Wesensverwandlung vorüber, das Brod ist nicht mehr Brod, sondern das geheimnißvoll verwandelte Wesen des wahren Leibes Christi, ist die kraft des priesterlichen Segens geweihete Hostie. Nun fällt der Priester verehrend vor dem geschaffenen Christus nieder, das Meßglöcklein klingelt, die ganze Gemeinde läßt sich auf die Knie und betet unter dreimaliger Bekreuzigung diese Hostie an, welche der Priester im Angesicht der ganzen Gemeinde a u f h e b t, um auch ihr zu zeigen, daß jetzt nicht mehr ein äußerlich sichtbares Brod vor ihr, sondern Christus selbst leiblich und persönlich unter ihr gegenwärtig sei. Diese Aufhebung oder Elevation kam in der abendländischen Kirche erst seit dem Jahre 1203 durch einen cistercienser Abt zu Köln in Uebung und wurde 1217 vom Papst Honorius bestätigt. In der griechischen Kirche war sie schon seit dem 7. Jahrhundert üblich und diente vornämlich als Symbol, daß Christus erhöhet worden und in dieser Erhöhung immer wieder vor der Gemeinde erneuert werden müsse. Von selbst schloß sich an die Elevation auch die Adoration oder die Anbetung der Hostie, nachdem einmal die Lehre von der Transsubstantiation, welche Paschasius Radbertus 831 aufgestellt hatte, von der Kirche angenommen und also erklärt war, daß, so oft die Verwandlung vorgehe, in der Hand des Priesters, vor den Augen der Gemeinde Christus selbst sei, somit Gott selbst, dem immer und überall die Anbetung gebühre. Nach der Aufhebung des Brodes als des wahren Leibes folgt in der Messe dann noch die Elevation des Kelches oder Weines als des wahren Blutes, und zwar in derselben Weise, mit der nämlichen Kniebeugung des Priesters und der Gemeinde. Eben deshalb, weil dem Blute die gleiche Verehrung zukomme, wurde auf den Concilien zu London 1175 und zu Rouen 1189 bestimmt, „daß der Kelch kein zinnerner, sondern ein silberner oder goldener sein müsse." Denn die schuldige Ehrfurcht verlange, daß das k o s t b a r e Blut des Heilandes auch in einem k o s t b a r e n Gefäße enthalten sei Von da an feierte die Kirche das Abendmahl mit silbernen und goldenen Kelchen.

[2]) S. die obige Note über Jerobeam.

verfiele, wenn er unwürdig den Leib Christi genösse, und suchte auch dem schrecklichen Wort des Apostels vorzubeugen, der zu den Corinthern sagt: „Wer unwürdig ißt und trinkt, der ißt und trinkt sich das Gericht, indem er den Leib des Herrn nicht unterscheidet",[1] und wiederum: „Wer immer unwürdig dieses Brod ißt und den Kelch des Herrn trinkt, wird schuldig sein des Leibes und Blutes des Herrn." [2] O welche Unsinnigkeit, Irrthümlichkeit und Schlechtigkeit ist in jenem so ganz verkehrten verblendeten Priester, dem Sohne des Teufels, durch dessen Hülfe er es that, ausgebrochen! Denn indem er einer großen Sünde entfliehen wollte, ist er in die unermeßlichste gefallen; er gab ja wissentlich zur Abgötterei Verursachung, wie ich früher gesagt habe Das ist die verderblichste und abscheulichste Schandthat, wie es in vielen Stellen der hl. Schrift deutlich gesagt ist. Auch darin tritt dies an den Tag, daß nach der Verordnung Christi und der Kirche jeder, der Messe feiert, gehalten ist, das Brod auch wirklich zum Leib des Herrn umzuwandeln. Und aus dem Wesen des Sacramentes selbst kann dies erhellen, weil das Sacrament in sich etwas aus zwei Dingen Untheilbares ist. Ueber die Beobachtung dieser vollständigen Feier ist die Vorschrift der Kirche strenge, weshalb es in Betreff der Weihung im Abschnitt: „Wir erfahren", ausdrücklich heißt: „„Entweder sollen sie die Sacramente ganz genießen oder sich ganz enthalten."" Es ist die Rede von den den Leib schaffenden und nicht mitgenießenden Priestern, und es wird der Grund beigefügt: „Weil eine Theilung des nämlichen Sacramentes nicht ohne große Entweihung geschehen kann." Und weiter: „Wenn er gehalten ist, vollständig zu schaffen und zu weihen, so ist er gehalten, das vollständig Geweihete auch vollständig zu nehmen und zu genießen." Darum wird über die Weihung die Erklärung gegeben: „Gewiß ist, daß diejenigen, welche das Opfer machen und nicht essen, schuldig sind des Sacramentes des Herrn." Und folglich: „Ein solcher wisse sich ein Jahr lang von der Gemeinschaft des Mahles zurückgestoßen." Somit handelte nach den angeführten Stellen der genannte Priester wie ein Götzendiener bei dem gedachten Frevel zum Schaden seiner und vieler andern Seelen höchst übel, indem er die Anweisung nicht beachtete, die sagt, daß falsche Heilmittel schlimmer sind als das eigentliche Böse. Er wurde freilich nach der Kundmachung seiner Verirrung und seiner Unthaten mit Schande, weil er schändlich gehandelt hatte, nicht nur aus seiner Pfarrei, sondern auch aus jener ganzen Nachbarschaft verjagt und ausgestoßen, indem der obbemeldete Edelmann dies betrieb, weil er dort mächtig war. Denn er verabscheute ihn wegen seiner schon besprochenen Schlechtigkeit, die er erkannte und erfuhr, fürderhin wie ein Gift.

Ferner um diese Zeit, wie ich durch einen wahrheitredenden Bericht vernommen, als in einem Landhause bei der Stadt Ravensburg in Schwaben eine Schlange oder Natter sich eingenistet und ihre Jungen, ihre Brut, daselbst abgelegt hatte und aufzog und im Hause niemanden belästigte und dies der Landmann im Stillen betrachtete und wünschte, die Treue des Wurms auf die Probe zu stellen, zog er, als derselbe in einer Stunde abwesend war, die Brut von ihrem Orte weg und trug sie fort

---

[1]) 1 Cor. 11, 29.
[2]) 1 Cor. 11, 27.

und legte sie sorgfältig an einem andern Ort ab und verbarg sie. Als nun die Schlange zurückkam und ihre Brut entzogen sah, wurde sie voller Wuth und Raserei und durchlief im emsigen Suchen ihrer Jungen alle Behälter und Winkel des Hauses. Da sie dieselben nicht finden konnte, geht sie vom größten Zorn entflammt zum Herd des Hauses, trifft einen darauf siedenden Topf mit Gerste und steckt ihn an, indem sie mit ihrem Schwanze ihr Gift hineingießt, und sobald sie dies gethan, schlich sie eilends davon. Nachdem nun der Landmann dies alles gesehen, legte er die weggenommenen Jungen des Wurmes in dessen Abwesenheit wieder an den frühern Platz und machte sich davon. Als aber der Wurm hierauf zurückkehrte und seine verlorne Brut unverletzt fand, wurde er begütigt, und von Reue über die an der Kost des Topfes verübte Bosheit geleitet, ging er hurtig zurück, stürzte mit seiner Kunst und Kraft den Topf um und leerte die Kost aus. Dies alles bemerkte der Familienvater im Stillen, nahm es zu Herzen und befahl der ganzen Familie, diesen Wurm nicht in einem Stücke zu beleidigen oder zu stören, indem er erzählte, was er gesehen.

Ferner um diese Zeit, wie eine weit verbreitete Sage mich unterwies und wie ich es mit eigenen Augen klar in einem offenen Briefe ersehen, hat ein Minderbruder, Namens Stephanus, aus Ungarn gebürtig, in der kaiserlichen Stadt in der nördlichen Tatarei, Namens Saray,[1]) von den Sarazenen leiden müssen. Denn nachdem er mehrere Jahre dort sich aufgehalten und viel Frucht bereitet und zuletzt doch den Glauben Christi verläugnet und das Ordenskleid des hl. Franziskus abgeworfen hatte und deshalb von den Sarazenen mit Auszeichnung behandelt worden war, wurde er am Ende von der himmlischen Gnade, die in ihn gegossen und von oben reichlich in ihn eingetreten war, im Innersten so durchdrungen, daß er die Brüder seines Ordens heimlich zu sich holen ließ und ihnen seine Sünden mit des Herzens größter Zerknirschung und der Thränen bitterstem Erguß aufrichtig bekannte. Und das Gewand, das er vorher leichtfertig weggeworfen, zog er wieder an, trat schnell in die Moschee, wo alle Sarazenen versammelt waren, und fing an ihnen zu predigen: „Alles, was ich gesagt und gethan, habe ich gegen das Gesetz meines Gottes gethan; aber jetzt widerrufe ich meine Irrthümer und vertheidige das Gesetz Christi und zerstöre euer Gesetz." Die Sarazenen, die dies gehört, verstanden, er suche ihr Gesetz aufzulösen, schlugen ihn auf das derbste und schlossen ihn gebunden bis auf vier Tage ins Gefängniß und redeten ihm zu und versprachen ihm viel Geld zu geben, wenn er Christum verläugne. Er aber, immer standhaft und unentwegt im Glauben Christi verharrend, antwortete ihnen so: „Für den Glauben Christi allerlei Qualen mit willigem Gemüthe zu bestehen bin ich bereit, und verachte alle Schmeicheleien und Verlockungen dieser Welt."

---

[1]) Dieses Saray oder Sarai war die ehemalige Hauptstadt des tatarischen Reiches Kaptscha. Sie lag an der Achtuba, einem Arme der Wolga, und hatte ein sehr wechselvolles Geschick. Seit dem Jahre 1256 war sie zur Residenz erhöht und stand im Schmucke einer asiatischen Kaiserstadt. Dann wurde sie 1395 von Tamerlan zerstört und hernach wieder aufgebaut. Noch einmal traf sie das Loos der Plünderung, und als die Herrschaft Kaptscha oder „die goldene Horde" gesunken und auf den Wegen vielfältiger Zerstreuung ins Innere Asiens verloren war, zerfiel auch Saray vollends und liegt seitdem in Ruinen.

Da nun die Sarazenen sahen, daß sie sich getäuscht hatten und nichts ausrichteten, warfen sie ihn am vierten Tage in einen brennenden Ofen. Hier verblieb er, weil der Herr ihn schützte, unbeschädigt.[1]) Als dann in der Morgendämmerung des folgenden Tages der Oberpriester der Sarazenen abscheuliche Diener geschickt hatte, die Gebeine desselben im Ofen zusammenzulesen, finden sie ihn dort lebend und betend. Sie zogen ihn aus dem Ofen hervor und stellten ihn den Blicken des Oberpriesters dar. Als dieser ihn gefragt hatte, durch welche Zauberwerke er dies gethan und sich gesund erhalten habe, antwortete er: „Nicht durch Zauberwerke, sondern durch Gottes Gutthaten bin ich unversengt geblieben.“ Und da er ihnen wieder standhaft und unerschrocken vom Glauben Christi predigte, ließ ihn der Oberpriester in einem Hause am Halse aufknüpfen und dort die Nacht hindurch hängen bleiben. Als aber am folgenden Tage in der Morgendämmerung sarazenische Frauen, unter denen auch Christinnen waren, durch das Fenster geschaut hatten, sahen sie ihn lebend und unter seinen Füßen zwei Hände, die ihn emporhielten und vor jeglicher Beschwerde gänzlich bewahrten, und ebenso drei ganz weiße Tauben, die um ihn herumflogen und ihn mit nicht geringer Stärkung auf das freundlichste pflegten und auf das angenehmste erfrischten. Ueberdies empfanden sie, daß das Haus mit dem angenehmsten Geruche erfüllt war. Da sie sich über dies alles verwunderten, kamen sie zum Oberpriester und erzählten dies alles. Er ging eilends an den Ort und fand ihn lebend und gesund, Gott lobend; die Tauben aber konnte damals niemand sehen. Nachdem er ihn daher hatte ablösen lassen, schickte er zu allen Hauptleuten der Sarazenen den Bericht: „Diesen Priester konnte ich nicht umbringen.“

Sie hielten nun Rath, daß sie ihn außer der Stadt verbrennen wollten, und wandten die möglichste Mühe dran. Als sie ihn mit gefesselten Händen an den Schweif eines Pferdes gebunden hatten, kam ein Henker und schnitt ihm von der Brust an bis unter den Nabel in den Bauch; der zweite stieß ein großes Messer zwischen seine Schultern durch, daß es bei seiner Brust herausdrang; der dritte Henker aber schnitt ihm bis auf die Hälfte den Hals ab. Die Einen warfen mit Steinen, die Andern mit Messern auf ihn und führten ihn außer die Stadt. Er aber ertrug alles geduldig, pries Gott und rief: „Herr Jesu, gesegnet sei dein Name, der du mich diese Qualen ausstehen ließest!“ Während sie das Pferd zum schnellsten Laufe trieben, damit es ihn zu Grunde richte, faßte er seine Eingeweide in die Hände zusammen und fing so hurtig zu laufen an, daß es schien, er könne dem Pferde gleichsam zuvorkommen. Darüber verwunderten sich viele nicht mit Unrecht am meisten.

Als er nun an den Ort, wo das Feuer stand, gelangt war, betete er zu Gott, machte mit den losgebundenen Händen das Zeichen des Kreuzes, trat in das Feuer und blieb hier unversehrt. Und während er hier unbeschädigt und ungestraft davonging und ihnen Christum predigte, warfen ihn wieder Einige mit Steinen, Andere verwundeten ihn mit Messern. Einer aber traf ihn tödtlich mit

---

[1]) Erinnert an die drei Männer im Feuerofen, Sadrach, Mesach und Abednego, die sich unter Nebukadnezar geweigert hatten, den goldenen Götzenbildern am großen ihnen veranstalteten Feste Babylons die Verehrung zu erzeigen.

einem Holz, das die Größe eines starken Fußes und gut die Länge von zwei Schritten hatte. Er betete vor allen und gab Gott den Geist zurück. Er litt im Jahre 1334 unter Osbosech[1]), dem Kaiser der Tataren, am 21. März.

Die Christen aber, unter denen viele Lateiner[2]) waren, priesen Gott für diese Sache. Die Heiden jedoch warfen hierauf den Körper desselben in das Feuer zum verbrennen, bis sie sahen, daß davon nichts mehr übrig geblieben als Knochen. Als nun die Christen seine Ueberreste sammeln wollten, nahmen die Sarazenen, die dies sahen, seine Knochen, zerschlugen und zerstreuten sie wie Staub. Diejenigen Knochen aber, welche aufgefaßt werden konnten, haben griechische, lateinische und armenische Christen. Nachdem er gestorben war, sprachen ihn Griechen und Armenier sogleich heilig. Denn an dem Orte, wo er verbrannt worden war, erschien drei Tage und drei Nächte, indem alle sowohl Sarazenen als Griechen es sahen, eine Klarheit vom Himmel, die den ganzen Ort überdeckte. Auf derselben Stelle wurde der Sohn eines Armeniers von einer schweren Krankheit befreit. Ferner als jener Priester zum Tode geführt wurde und ihm ein Sarazene ein Ohrläppchen weggerissen und ins Feuer geworfen hatte, machte das Ohrläppchen, als wenn es lebend wäre, sogleich einen Sprung aus dem Feuer. Rasch ergriff es ein Grieche und als er es auf einen bis auf den Tod kranken Menschen gelegt hatte, erhielt derselbe augenblicklich seine frühere Gesundheit wieder. Auch in vielen andern Wundern leuchtet er hervor, die noch nicht allen offenkundig geworden sind. Einige fromme und heilige Frauen in jenen Gegenden sahen Erscheinungen von ihm. Mit ihnen hat er viele geheimnißvolle Worte gesprochen, welche dem, der dies nach unsern Gegenden schrieb, unbekannt blieben.

Weiter um diese Zeit, was ich von glaubwürdigen Handelsleuten, denen es kund war, vernahm und was ich gleichsam unter Thränen sage, ist ein Bruder aus dem Predigerorden, der sich ins Land der Sarazenen begeben, um dort Christum zu verkündigen, von dem Glauben Christi abgewichen und abgefallen und hat die Lehre derselben öffentlich angenommen. Sie wurden über ihn hocherfreut und sagten: „Dieser, wiewohl er ein Lehrer, ein Licht und eine Säule im Glauben der Christen war, hat seinem Glauben entsagt, hat sich zu unserer Lehre bekehrt und gibt dadurch unserm Glaubensbekenntniß Kraft und Festigkeit; daher ziemt es uns, ihn in Ehren zu halten; denn die Billigkeit erheischt es." Sie gaben ihm deshalb eine Frau und erhoben ihn mit Ehrenbezeugungen und angemessenen Lobesspendungen.[3])

---

[1]) Der Name ist etwas entstellt. Es ist Usbek, Groß-Chan und Chan der sogenannten goldenen Horde der Tataren d. h. der Zinsleute, Zinspflichtigen, wie sie seit dem 10. Jahrhundert genannt wurden. Der Chan Usbek regierte von 1312—1341 das tatarische Reich Kaptscha oder die „goldene Horde", die wir schon oben erwähnt haben, bekämpfte und demüthigte insbesondere die Russen und verschaffte überhaupt seinem Scepter weithin ein so gewaltiges Ansehen, daß die Kaptschaken den Namen der Usbeken annahmen, den sie bis auf den heutigen Tag führen, und jetzt noch sind diese Usbeken in den Chanaten Bokhara und Chiwa Mittelasiens der mächtigste Stamm.

[2]) Christen des Abendlandes, Angehörige der römischen oder lateinischen Kirche.

[3]) Merkwürdig, wie Vitoduran, der Franziskaner, in jener Erzählung den eigenen Orden ins Licht, in dieser die gegnerischen Dominikaner in Schatten stellt!

Juli und August 1338 Im Jahre 1337 erschienen in den Gegenden Deutschlands unzählige Heuschrecken, die das Aussehen behelmter oder mit Mützen bedeckter Männer zeigten und wie die Schlachtreihe eines Lagers truppenweise flogen, indem sie in der Luft ein großes und dumpfes Geräusch und Gesumme verursachten Sie machten ihre Tagereisen und verdunkelten, in die Luft erhoben und ob der Höhe der Bäume schwebend, das Licht des Tages, da sie wegen ihrer ungemeinen Menge und Dichtigkeit die Sonnenstrahlen verdeckten. Sie hatten gleichsam auf menschliche Art ihre Lagerplätze, fuhren aus den Höhen auf die Niederungen der Erde und setzten sich daselbst zusammen wie zum Schlafenlegen. Alles Grüne an Kräutern, Bäumen und Gräsern fraßen sie ab und ließen wie eine vorüberfahrende Flamme dieselben bei ihrem Wegzug abgedörrt und trocken zurück. Mehrere Städte (von denen Winterthur eine war) stellten auch andächtige Prozessionen wider sie an, worin sie den Herrn baten, daß sie von denselben befreit zu werden gewürdigt werden möchten. Nach den Muthmaßungen einiger Menschen trugen sie eine Vorbedeutung und Ankündigung künftiger Dinge in sich. In einzelnen Ländern wüthete, wie von Einzelnen erzählt wird, diese Plage so verderblich, daß sie, weil sie Aecker und Weinberge abweideten, daselbst eine Theurung des Brodes und Weines herbeiführten und dort in so dichten Schwärmen den Erdboden bedeckten, daß sie den Leuten, welche durch sie hindurchgingen, an den Füßen weit über die Knöchel hinaufstiegen, so daß sie darin als wenn sie im tiefen Schlamme steckten hängen blieben. Auch aus den Wohnungen der Menschen wurden sie wie ein stinkender Mist hinausgeworfen und in die Flüsse geschleudert, damit aus ihrem verfaulten Aas nicht zufällig die Luft verdorben und eine Seuche der Menschen erzeugt würde, wie es in den Zeiten von Kaiser Ludwig, dem Sohne Karls, des Königs von Frankreich und des Kaisers der Römer, begegnet sein soll. Damals nämlich, wie eine Chronik bezeugt, erhob sich in Gallien eine unzählbare und unendliche Masse von Heuschrecken, die bis zum brittischen Meere gelangte und durch den Zug der Winde in das tiefere Wasser des Meeres versenkt, aber durch das Schäumen des Oceans an das Ufer zurückgeworfen vermöge ihrer Fäulniß die Luft verpestete, woher eine überaus große Sterblichkeit und ein gewaltiger Hunger erfolgte, so daß beinahe der dritte Theil der Menschen untergegangen sei.[1])

In demselben Jahre ungefähr kam in einer Stadt der brandenburgischen Mark ein Knabenlehrer, der dort lebte, wie ich durch einen getreuen Bericht erfahren, zu einem ihm vertrauten, ebenfalls dort wohnenden Minderbruder und sagte zu ihm: „Kommet mit mir und ich will euch offen die hl. Dreieinigkeit zeigen." Obgleich derselbe von heftiger Verwunderung getrieben gemäß jenen Worten die genannte Erscheinung zu sehen verlangte, wagte er doch nicht, ohne Berathung und Einstimmung seiner Brüder es zu unternehmen. Sie gewährten es ihm unter der Bedingung, daß er den Leib Christi heimlich bei sich hintrage Als sie mit einander gegangen und an den Ort gekommen waren,

---

[1]) Eine ganz ähnliche und sehr anziehende Schilderung dieser eigenthümlichen Heuschreckenschwärme gibt der Chronist Johannes Victoriensis in den schon früher angeführten Fontes rerum germanicarum von Joh. Fried. Böhmer. Bd. I. p. 430.

zeigte der Lehrer dem Bruder einen Mann, sehr hübsch von Anblick, mit königlichen Kleidern angethan, und bezeugte, das wäre der Vater; neben demselben zeigte er einen jungen Mann von der ausnehmendsten Gestalt, in wundersam anständigem Anzug schimmernd, und erklärte, das sei der Sohn; der dritte aber, ein äußerst schöner Jüngling, der in glänzendem Gewand und im funkelndsten Diadem strahlte und den beiden genannten zur Seite stand, lehrte er, sei der hl. Geist. Als dies der Lehrer gesagt hatte, zog der Bruder den Leib Christi aus dem Aermel, wo er ihn versteckt trug, hervor, hielt ihn empor und sprach einfallend: „Und wer ist der da?" Bei dem Anblick desselben verschwanden die Geister, welche in der Gestalt der Dreieinigkeit die Menschen lange zum Besten gehalten und verrückt gemacht hatten, mit dem übelsten Gestank, den sie hinter sich zurückließen. Der Bruder aber kehrte mit Danksagung um und berichtete die Macht Gottes und deren wunderbare Wirkungen. Die Ketzer jedoch, die sich von den Geistern hatten höhnen und betrügen lassen, wurden dem Feuer übergeben und verbrannt. Als sie ermahnt wurden, den Unflath des Aberglaubens und des teuflischen Truges abzuthun und in sich zu gehen und den rechtmäßigen Glauben fest, wie sie sollten, zu bekennen, verharrten sie, allzusehr verstrickt und verlockt, in der ketzerischen Verkehrtheit und wollten lieber durch des Feuers Brand das Leben mitten in ihren Sünden verlieren als in des wahren Glaubens Bekenntniß gerettet werden. Sie sagten nämlich, sie erblickten in der ihnen bereiteten Flamme goldene Wagen und müßten auf denselben sogleich zu den himmlischen Freuden glücklich hinüberziehen.

Im Jahre 1337 im August belagerten die eidlich verbündeten Städte am Bodensee zwei Schlösser der Meier von Altstätten [1]) und nahmen sie ein und raubten Waffen und andere darin gefundene Dinge, wiewohl wenige. Die Meier nämlich zogen, als sie sahen, daß sie die Schlösser nicht schützen konnten, ihre Rüstung aus und flohen. Dies hatten sie durch ihre schweren Vergehungen verschuldet. Bei der Einnahme der Schlösser sollen sich die Lindauer und Zürcher als die ersten hervorgethan haben. In denselben Tagen hätten auch die bezeichneten Städte den Grafen vom Heiligenberg wegen einer seiner Uebertretungen gedehmüthigt, wenn er sie nicht mit Bitten und gewissen Bestimmungen der Entschädigung begütigt und sich wohlgewillet gemacht hätte.

Ferner wurde im Jahre 1338 in der Stadt Schaffhausen ein grausamer Meuchelmord begangen. 1339
Ein dortiger Bürger, ein eifersüchtiger Mann, hatte gehört, daß seine Frau mit seinem Knecht, der

---

[1]) Die „Meier von Altstätten" waren ein ritterliches Geschlecht, Dienstleute der Abtei St. Gallen. Vitoduran nennt sie **villici**, will aber damit nicht Dorfmeier dem Amte nach bezeichnen, sondern die „Meier" dem Geschlechtsnamen nach übersetzen. Wir haben hier einen der Fälle, wo man den Spuren nachgehen kann, wie sich in jenen Zeiten von gewissen Verhältnissen oder Verrichtungen her ein Name auf eine Person gesetzt hat und an ihr haften blieb. So ist der Name „Meier" unzweifelhaft aus jenem **„major"** hervorgegangen, das wir als Amtstitel in Verbindungen wie **major domus** z. B. am fränkischen Hofe schon zur Zeit Pipin des Kleinen treffen und nachher in mannigfaltigen Beziehungen wieder finden, in denen es bald einen Verwalter im größern Staatshaushalt, bald im beschränkten Gemeindewesen und selbst auf einem einzelnen Gut bedeutet. Vitoduran will nun eben auf diese Veranlassung des Namens vom Amte her zurückgehen, nimmt denselben als Dorfmeier und übersetzt ihn durch **villicus**

gebürtig von Zürich war, im Ehebruch lebe, und stach denselben, als er auf dem Stuhl im Schweiß über seiner Arbeit saß, von hinten mit einem Messer, stieß ihn durch und durch und brachte ihn um. Nachdem er ihn in mehrere Stücke zerhauen hatte, verbarg er ihn in einer Grube, die er hiezu unter der Werkstatt gemacht hatte. Als er die einzelnen Stücke desselben von Nacht zu Nacht wegzutragen und in den Rhein zu werfen versuchte, konnte er durch eine göttliche Leitung gehemmt nicht zu seiner Hausthüre hinauskommen. Da nun die Stücke des Gemordeten mehrere Tage so verborgen geblieben waren und merklich zu stinken angefangen hatten, flieht die Frau des Mörders davon und eilt nach Zürich und entdeckte daselbst den Verwandten des Gemordeten, wie es zugegangen war. Als diese mit einigen mächtigern Bürgern nach Schaffhausen gekommen waren, um den Mörder durch das Gericht dem Tode, den er verdient, zusprechen zu lassen, richteten sie nichts aus. Denn, um von den Männern gar nicht zu reden, vertheidigten ihn die Weiber mit einem gewaltigen Geschrei. Die Zürcher klagten dies den mit ihnen eidlich verbündeten Reichsstädten und verlangten einmüthig, sie möchten dafür sorgen, daß ihnen bei den Schaffhausern über den ihrem Bürger zugefügten Mord ein Ersatz der Gerechtigkeit geschehe, was ihnen, wiewohl sie es im vollen Ernste gefordert hätten, unvernünftiger Weise ganz abgeschlagen worden sei. Wie die Schaffhauser dies sahen, zwangen sie den Mörder, die Stadt abzuschwören, wenn er der Enthauptung entfliehen wolle. Das geschah.

Als ferner in demselben Jahre ein Bürger von Basel seinem Sohne für eine Frau von Schaffhausen gesorgt und derselbe sie rechtmäßig heimgeführt hatte und an dem hiezu festgesetzten Tage mit ihr die Hochzeit feierte und an ihrer Seite fröhlich den Reigen führte, wurde er von dem Bruder seiner Getrauten, der sich ungemein ärgerte, daß der Vater sie so reichlich ausgesteuert und ihm dadurch das Erbgut merklich entzogen und vermindert hätte, mit einem Messer- oder Dolchstich auf den Tod verwundet. Er stürzte zusammen und die Getraute nahm ihn in ihren Schooß auf, und als sie von ihm einige Worte mit dem bittersten Schmerz erpreßt und er geantwortet hatte, daß er nicht reden könne, weil er tödtlich verwundet sei, hauchte er unverzüglich den Geist aus. Der Mörder jedoch entfloh und ließ beim Volke Staunen und Schauder hinter sich zurück und brachte die ganze Stadt in Aufregung.

Ueberdies lebte in den kurz vor dem Ebenerzählten verflossenen Jahren, in der oft genannten Stadt, das seit undenklicher Zeit längst eingeschläferte und fast ausgelöschte Gift der Parteiungen wieder auf und brach ins Volk aus, indem es sich durch eine weite und ungeheure Ausbreitung seiner selbst darthat. Drei Männer nämlich der einen Partei wurden von der Gegenpartei getödtet, zwei Brüder auf einem Felde außer der Stadt, als sie von dem Weinberge heimkehrten; der dritte aber wurde am nämlichen Tage zu Konstanz umgebracht. Derselbe wurde auf einem Schiff durch den Rhein nach Schaffhausen hinabgeführt. Die Leichen der andern aber wurden vom Volke Schaffhausens kurz vor der Ankunft des dritten mit der bittersten Wehklage vom Acker in die Stadt geführt. Was da für eine Trauer und für ein Schrecken überhand genommen habe, vermag ich nicht kurz zu berühren und vollständig darzustellen. Das eine Wort jedoch stoße ich aus und mehr füge ich nicht bei, daß ein starrender Schauder ganz krampf-

haft mein Herz durchdrungen, ja Furcht und Zittern gewaltig und mit einander mich überfallen hatten. Denn es schien mir nach dem Wort des Propheten Zephanja[1]) gewissermaßen der große und gar bittere „Tag der Finsterniß, des Zornes und der Trübsal" zu sein. Als ich eben an demselben sah und hörte den schrecklichen Klang der Glocken, die Aufregung und den Lärm des Volkes, die Zertrennung oder Parteiung der Bürger, der Thore Verschluß und Bewachung, da kam mir der finstere Ernst des jüngsten Gerichtes in den Sinn, und deshalb habe ich mit des Herzens großem Verlangen und vielen Seufzern sehr gewünscht, ich wäre von der Stadt fern gewesen.

Im Jahre 1338 schrieb ein Gelehrter, wie die allgemeine Rede ging vom Orden der Predigerbrüder, welcher wie es hieß zu Paris sich aufhielt, ein Sternkundiger, der darauf Anspruch macht, in der Kirche von großem Ruf gehalten zu werden, nach Deutschlands Gegenden Briefe, des Inhalts: daß die schauderhaftesten Veränderungen in der Luft und an den überhimmlischen Körpern mit Tag und Stunde zur Herbstzeit in bestimmten Zeitpunkten kommen würden. Der Mond nämlich müsse in Blut und die Sonne in die schwärzeste Farbe verwandelt werden und ein Drache von ungeheurer Größe werde zwischen Himmel und Erde fliegen, der auch die Luft so sehr verpeste, daß ein jeder Mensch, von dem sie im Athmen angezogen würde, eines plötzlichen Todes sogleich hingestreckt werde. Auch noch vieles andere höchst Entsetzliche, erstaunlich zu hören, was ich der Kürze halber weglasse, sagte er im Briefe als zukünftig voraus und verhieß es unter Betheurung auf das zuverläßigste, und wenn es anders kommen sollte, so gehe die ganze Wissenschaft der Sternkunde auf wankenden Füßen. Das wurde von den Pfarrern auf den Kanzeln verkündet, und sie ermahnten die Leute nach den Worten jenes Gelehrten im Briefe zu Werken der Buße, damit sie nicht, wenn sie der plötzliche Untergang überfalle und sie in den Todsünden gefangen wären, in den Abgrund der ewigen Verdammniß hinabgestoßen würden. Diese Wunderdinge hatten dem Volke einen ungeheuren Schrecken eingejagt und sie deuteten einander darauf hin, daß ihnen der Zorn der letzten Vergeltung ganz nahe bevorstehe. Als man daher den Ausgang mit großer Zaghaftigkeit und Furcht erwartete, kam am bezeichneten Tage nichts von dem, was gesagt worden war, heraus, sondern es war eitel Erdichtung und Fälschung. Dieser Brief mit der Ankündigung des Vorgemeldeten wurde in der Rathsversammlung von den Räthen der constanzer Bürger offen vorgelesen.[2])

In dieser Zeit, als der Papst Johann XXII., der die Urtheilssprüche der Excommunication und des Interdicts gegen den Kaiser Ludwig geschleudert hatte, gestorben und der Papst Benedikt XII. gewählt war, vertraute der Kaiser Ludwig demselben, weil er ihn nicht beleidigt hatte, und schickte, von dem Wunsche beseelt, mit dem römischen Kirchenstuhl unter ihm und durch ihn versöhnt und von ihm bestätigt und gekrönt zu werden, seine ehrwürdigen Gesandten, Männer so zu sagen von jedem Stande oft und mehrmals zu ihm, um seiner und der Kirche Angelegenheit bei ihm zu verhandeln und geflissentlich August u. Sept. 1335

---

[1]) Zephanja 1, 15.

[2]) Also wieder ein Dominikaner ist der falsche Prophet!

zu fördern. Dieselben arbeiteten immer vergeblich und kamen aller Gnade baar zurück; denn sie konnten den Papst nicht zur Versöhnung gestimmt treffen. Ihn verhärtete, wie das allgemeine Gerücht bezeugte, der König von Frankreich, in dessen Händen er sich befand. Wenn dieser ihn aber nicht abwendig gemacht und gehindert hätte, so hätten die Männer nach ihren Berichten den Papst gütig und gnädig gefunden, wie es auch durch dasjenige am Tag ist, was ich hier unmittelbar anknüpfen will. Der Kaiser hatte nämlich das erste Mal für die so schwierige Aufgabe und Verhandlung ganz würdige Boten zum Papste abgeordnet, nämlich edelgeborene und hervorragende Männer, an Geschlecht und der Würde Schmuck ausgezeichnet und vorzüglich hochgestellt, auch mit der Weisheit Strahl erleuchtet, nämlich die scharfsinnigsten Redner, Rechtsgelehrten, Gottesgelehrten. Diese thaten klar und höchst beredt vor dem Oberhaupt und dessen Kardinälen mit den richtigsten und gewissesten Beweisen der hl. Schrift und beiderlei Rechts, des bürgerlichen und des kirchlichen, dar, daß der Kaiser Ludwig in den Mutterschooß der Kirche aufgenommen und ihm die Feierzeichen der Bestätigung und Krönung zugetheilt, auch das ungebührlich gegen ihn in seinem Reiche von des Papstes Vorgänger ausgefällte Interdikt aufgehoben werden müsse, besonders da er ja bereit sei, eine seinen Uebertretungen, die er wissentlich oder unwissentlich gegen den Stuhl der römischen Kirche begangen, entsprechende Buße zu übernehmen, und was ihm als Belastung aufzulegen erkannt würde, sofern es jedoch im billigen Verhältniß sei, mit willigem Gemüthe zu ertragen und die päpstlichen Rechte und Vorrechte in der Weise seiner Vorgänger zu bestätigen, zu vertheidigen und nach seinen Kräften, so lange er lebe, zu erhalten. Der Papst und die Kardinäle jubelten in Freude bei dieser Sprache, standen auf, brachten Gott, wie man sagt, mit gebeugtem Haupte Danksagungen dar und zeigten eine fröhliche und ungezwungene Zustimmung zur Erfüllung der einzelnen Begehren.[1]) Als dies die Gesandten des Kaisers sahen, freuten sie sich über die Maßen und hegten die selige Hoffnung auf die Ankunft der Eintracht und Einigkeit der Kirche, die man schon lange des Unfriedens überdrüssig erwartet hatte. Aber ach, ihre Erwartung war vergeblich, weil der König von Frankreich und der König von Böhmen,[2]) welche die damals

---

[1]) Es ist ganz richtig, daß sich die Aussöhnung zwischen Kaiser und Papst auf dem besten Wege befand, der erstere, Ludwig, den emsigen Eifer, den Vitoduran beschreibt, auf jegliche Weise beurkundete, der letztere, Benedikt, frommen und friedlichen Sinnes, ohne Zaudern bereit war, in die angebotene Kaiserhand die seinige zu legen, und es wäre ganz gewiß zu einer für Staat und Kirche segensreichen Einigkeit gekommen, wenn die zwei Ruhestörer nicht voll bösen Willens dazwischengesprungen wären und die gebotenen Hände immer wieder auseinander gerissen hätten.

[2]) Sie waren die beiden rachedürstenden Wühler, welche nicht nur die Versöhnung von Ludwig und Benedikt, so oft dieselbe versucht wurde, zu hintertreiben strebten, sondern weiter den Kaiser vom Throne zu stoßen und überhaupt Deutschlands Reichseinheit zu zersplittern keine Mühe scheuten und keine Gelegenheit unbenützt ließen. Das geschah vorzugsweise von Seiten des französischen Königs, Philipp VI. Er wollte theils seine Ländergier auf Kosten des deutschen Reiches befriedigt, theils seines Thrones Glanz und Frankreichs Namen über deutsches Volk und Kaiserthum erhöht sehen. Natürlich fand er gegen beides an Ludwigen einen immer heftigen Widerspruch und überwiegenden Gegenkampf. Was die Feindschaft des böhmischen Königs anbetrifft,

immer glücklichen Fortschritte des Kaisers nicht gerne sahen, als sie vernahmen, daß sich der Papst mitsammt den Kardinälen dem Kaiser huldreich erzeigen und ihn wieder zu Gnaden aufnehmen wolle, ihn abwendig machten und seinen höchst edeln Vorsatz vereitelten. Und so sind die Gesandten des Kaisers fruchtlos zurückgekehrt, nachdem sie vergeblich viele Mühen und Kosten gehabt hatten. Der jedoch setzte und schickte abermals andere an ihrer Statt. Diese richteten wie die Erstern in keinem 1336–1337.
Stücke etwas aus, ja kamen noch mit Schimpf und Schande überhäuft ohne allen Erfolg heim.[1]) Obwohl nun viele Boten und Vermittler des Kaisers von dem Rath und Hof des Herrn Papstes mit Unbilde und Schande zurückgestoßen worden waren, schickte der Papst doch im Jahre 1338 zur Herbstzeit seine Gesandten bis nach Lothringen hin, indem er wünschte und empfahl, daß auch diejenigen des Kaisers zu ihnen dorthin eilen möchten, damit dort beide Theile zusammenkämen und über das zwischen ihnen zu treffende Friedensbündniß verhandelten. Der Kaiser schickte also seine feierlichen Gesandten dorthin, aus Schwaben den Herrn Grafen von Nellenburg und den Herrn Truchsessen von Walpurg, aus Baiern den Herrn von Risen, seinen Geheimrath, der ihm vor allen andern geliebt war. Als aber die Gesandten des Oberhirten so schwierige und unersteigliche und sehr zu befürchtende Dinge vom Kaiser verlangten, daß er sich nämlich vor den Augen des Herrn Papstes demüthig einstellen und die Reichsherrschaft in die Hand desselben frei niederlegen sollte, weil es aber nach den Rechtsgelehrten des Kaisers weder mit dem Recht noch der Vernunft im Einklange war, daß er dies thue und auf solche Weise sowohl die Person als das Gut in die Hände seiner Todfeinde übergebe und aussetze, vorzüglich des Königs von Frankreich, der dort herrschte, so setzten die gemeldeten Gesandten des Kaisers, wie sie dies sahen, alles hintan und zogen mit unwilligem Gemüthe ab.[2]) Aus

---

so hatte derselbe seine Brust voll Grimm gegen den Kaiser von Kärnthen her genommen, was wir in einer vorangegangenen Note ausgeführt haben.

[1]) Der Kaiser that das Aeußerste und bot das Letzte, was immer nur zu erwarten stand. Er strengte sich gleichsam an, unter seiner Krone, in seiner Kaiserwürde sich zu überwältigen, um nur einmal das wilde Gespenst der Zwietracht mit dem hl. Stuhl von seinen Augen wegbannen zu können. Was er dem Papste durch seine Gesandten sagen ließ, war wohl zu viel und ein starkes Zeugniß davon, daß er um den schwankenden Preis einer päpstlichen Gnade seine kaiserliche Majestät zu wohlfeil gemacht hatte. Der Kaiser bereue, mußten die Gesandten am Hof zu Avignon vortragen, im tiefsten Leid alles, was er oder andere in seinem Namen sogar gegen Benedikts Vorgänger Johann XXII. — jenen schlauen Erzfeind Ludwigs — gethan, er bedaure, daß er sich von seinen Gelehrten, den Kanonisten und Theologen, so gut sie es sonst mit ihm meinten, durch ihre falschen Worte und Schriften habe verlocken lassen, gegen den Oberhirten je einen Schritt zu wagen und eine Appellation zu versuchen. Selbst mit Philipp sollte in solchem Sinne verhandelt werden, auch auf Grund eines ähnlichen Sündenbekenntnisses und übertriebener Anerbietungen. Und doch alles umsonst! Umsonst war das Haupt des Reiches vor den Blicken Deutschlands und Frankreichs vom Thron hinabgestiegen in die Niedrigkeit dieser Demüthigung! Umsonst war es zerknirschten Herzens und flehenden Mundes in das arme Büßerhemd eines der Verdammniß anheimgefallenen Sünders getreten!

[2]) An Benedict hatte es, wie oben bemerkt, in der That nicht gefehlt, den Friedensvertrag, dem so viele Opfer galten, zu Stande zu bringen. Allein der gute und hiefür zu schwache Mann stand gebunden in Philipps Fessel und mußte jeder eigenen freiern Bewegung, so weh es ihm im Herzen that, nothgezwungen entsagen. Er hätte freilich, wäre für ihn keinerlei Weisung geradaus vom französischen Thron zu beachten

diesem Grunde erneuerte der Kaiser die obbenannte Appellation durch jenen Bruder Bonagratia, beider Rechte, des Staats- und Kirchengesetzes Meister und sehr kundigen Lehrer, wie ich mich erinnere oben an-
August 1338. gegeben zu haben, gegen den Papst in der offenkundigsten Weise. Als die Kurfürsten, welchen die Wahl des Königs von Deutschland und folglich des Kaisers der Römer zusteht, sowohl die geistlichen als weltlichen, und ebenfalls andere Vornehme in Deutschland, Große, Statthalter, Barone, unter welchem Namen sie auch begriffen und in welchen Amtswürden sie mächtig sein mochten,[1]) nach der Stadt Frankfurt in Franken zusammengerufen waren, so klagte der Kaiser mit Nachdruck und gleichsam mit Weinen die die ihm vom Papst angethane Verachtung, gemäß dem eben beschriebenen Verlauf. Ueberdies mit königlichem Gewand, Edelsteinen, Gold und Silber, die wie ein Blitz funkelten, umkleidet, auch mit dem Scepter und andern königlichen Würdezeichen geschmückt, säuberte er sich vor der ganzen Menge seiner daselbst versammelten Ritterschaft, wo auch der König von England[2]) mit seiner Ritterschaft

---

gewesen, auch dann nicht in alleiniger Person handeln dürfen, sondern die Zustimmung der Kardinäle einholen müssen. Diese aber waren zum größern Theil Franzosen und deshalb nicht davon abzubringen, im Dienste ihres Königs und überhaupt Frankreichs zu reden und zu arbeiten. Ja, wie der Papst dachte, sprach er über dieser Verhandlung gegen Philipp doch aus, so gut es ihm Gemüth und Verhältniß eben zuließen. Als nämlich die beiden Gesandten des Kaisers, der Pfalzgraf Ruprecht und der Markgraf Wilhelm von Jülich dem verborgen gehaltenen Plan Philipps auf den Grund geschaut hatten, schrieben sie von Avignon aus an den Kaiser, er möge sich nun auf die eigenen Füße stellen und zum Kampfe rüsten, sie hätten in Avignon jetzt nichts mehr zu thun und könnten ihren Wanderstab wieder heimwärts wenden, die letzten Schritte seien verloren. Da bat und beschwor Benedikt seinen französischen Oberherrn, um Gottes willen nachzugeben und das anzunehmen, was angeboten werde; nie kehre die Stunde mit einem so reichen Geschenke wieder, wohl aber könne sie einen Wechsel der Dinge herbeiziehen, dem die Reue und Klage zu spät erscheine. Schnellen Laufes ging die päpstliche Weissagung in Erfüllung. Die deutsche Geduld und Demuth war erschöpft. So niedrig sich Ludwig herbeigelassen hatte, so hoch stellte er sich mit Einem Schwung wieder hinauf, als das Gemüth, der unnatürlichen Ueberspannung müde, durch das höhnende Spiel des Gegners in das schuldige würdige Selbstgefühl zurückkam. Er bricht alle Unterhandlungen ab, nimmt den Kaisertitel wieder an, den er vor einem Jahre auf des Papstes Bitte abgelegt hatte, schließt mit seinem Schwager Eduard III. von England, der eben jetzt den Krieg mit Frankreich anhob, einen durchdachten Bund und ruft die Nation unter seinem Scepter auf, für deutsches Reich und deutschen Ruhm einzustehen. Die Dinge hatten für Philipp nun wirklich gewechselt.

[1]) Auf die Seite des Kaisers war jetzt so zu sagen alles getreten, was deutsch hieß. Alle Fürsten mit der einzigen Ausnahme des böhmischen Königs machten Ludwigs Sache zu der ihrigen und zu derjenigen der Nation. Selbst entschiedene Gegner des Kaisers zögerten nicht, sich in die Reihe seiner eifernden Freunde zu stellen, wie der Bischof von Straßburg und der Kurfürst von Mainz, Heinrich von Virneburg, welch letzterer ja seiner Zeit vom Papste Johann XXII. ohne des Kaisers Befragen und wider dessen Willen eingesetzt worden war. Die oberrheinische Geistlichkeit hielt eine Versammlung und schickte durch eine Gesandtschaft nach Avignon die Erklärung, daß, wenn der Papst dem Kaiser die Absolution noch länger verweigere, die sämmtlichen deutschen Bischöfe sich berathen würden, auf welche Weise die mißachteten Rechte und Ehren des deutschen Reiches gewahrt werden könnten. Unter Thränen drückte der Papst den Gesandten beim Abschied die Hand: er dürfe seinem Herzen nicht nachgeben und den Kaiser vom Bann lossprechen; er dürfe ihnen auch kein sicheres Geleit ertheilen und müsse sie durch den Fürsten der Dauphiné über die Alpen nach Lausanne führen lassen. Bald darauf that sich die niederrheinische Geistlichkeit im nämlichen Geiste zusammen, und hinter diesen beiden Versammlungen kam der bedeutungsvolle Reichstag zu Frankfurt.

[2]) Also Ludwigs Schwager, Eduard III., der auch eine Tochter desselben Wilhelm III., Grafen von

anwesend war, vollständig von jenen Fehlern, welche ihn nach der Decretale, die beginnt: „Venerabilem“ in dem Titel: „De electionibus“, hätten verwickeln oder absetzen können, indem er zeigte, daß er und seine Vorfahren von einer Zeit an, da kein Gedenken mehr statt hat, die frommen Bekenner und die zuverläßigsten Anhänger des rechtmäßigen Glaubens seit der Wiege auf seien.

Als diese und andere Reden von ihm herrlich und klar durchgeführt waren, fragte er sie von sich aus und durch seine Rechtsvertreter, was er weiter thun sollte als was er gethan, und was sie von dem Interdicte dächten, das in seinem Reiche gegen ihn nach seinem und Vieler Urtheil ungebührlich gefällt und schon durch mehrere Jahre zum Schaden der Seelen und zur größten Gefahr, auch zu seiner Entehrung und Beschwerung in Kraft erhalten worden. Dieselben besprachen und prüften genau die Streitigkeiten und einzelnen Beweggründe sowohl des Papstes als des Kaisers und sichteten und durchforschten mit scharfsinnigem Verstande alles klarer als das Licht von sich aus, besonders aber durch die tüchtigsten Staats- und Kirchengesetzkenner des Kaisers, am vorzüglichsten aber durch den Bruder Bonagratia, gleichsam den lebendigen Schrank oder Schrein des ganzen Rechtes, und sodann auch durch sämmtliche Prälaten und die ganze daselbst versammelte Geistlichkeit, und sie fanden: der Kaiser habe alles, was er mußte, zur Genüge vollbracht und ihm sei der Zugang und Eintritt zu aller Gnade und Gerechtigkeit unbillig und leichtfertig verschlossen und verriegelt und ganz verweigert worden [1]) In einem reifen und einmüthigen Urtheil [2]) und auch unter Eidesleistung setzten daher die Fürsten fest: Septbr. 1338. alle Prozesse, vom Herrn Papst gegen den Herrn Kaiser vorgenommen, seien ungebührend und durchaus von keiner Kraft oder Bedeutung, sondern vergeblich und eitel und mit der Wagschale der Gerechtigkeit ganz und gar nicht im Gleichgewicht.[3])

Holland, Friesland, Seeland und Hennegau zur Ehe hatte, dessen älteste Tochter Margaretha an den Kaiser verheirathet war.

[1]) Nach Frankfurt war man schon mit dem Vorsatz gekommen, dessen Erfüllung Vitoduran beschreibt, nämlich einmal die immer in Verwirrung herumgezogene Frage zu bestimmen, wie sich eigentlich geistliche und weltliche Gewalt im deutschen Reiche zu einander verhalten, wo das Gebiet und wo die Grenze der einen wie der andern sei, und inwiefern die eine über die andere zu verfügen habe. Freilich mußte sich Ludwig auch noch in dieser Versammlung, im Schooße des ihn glanzvoll umringenden Reichstages, eine Demüthigung gefallen lassen, die sich vor diesen strahlenden Größen und Lichtern des Staates und der Kirche für ihn und man kann wohl sagen ebenso für sie wie ein entstellender Schattenzug ausnimmt. Da er vom Papste des Unglaubens und der Gottlosigkeit geziehen worden und diese Anschuldigungen noch immer ungelöscht an ihm hafteten, so wurde ihm hier auferlegt, denselben gegenüber seine Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit zu jedermanns Kenntniß zu erweisen. Und nun mußte der Kaiser vor der ganzen Reichsversammlung erst das Vaterunser, den englischen Gruß und das Symbolum hersagen!

[2]) Nach andern wäre dieser Spruch des Reichstages zu Koblenz erfolgt.

[3]) Zu diesen kühnen Erklärungen müssen wir den kühnsten Schritt hinzurechnen. Vom Stuhle des Papstthums herab war den Fürsten und ihren Völkern der Beschluß vorgelesen worden, der hl. Vater allein habe den Ausspruch abzugeben, wer römischer König oder Kaiser sein und heißen soll. Der Reichstag griff diese Behauptung als eine unbegründete Anmaßung an und trug den Kurfürsten auf, darüber ihre Ansicht zu fassen und den vereinigten Ständen vorzulegen. Sogleich verfügten sich die Kurfürsten mit Ausschluß des Königs von Böhmen, aber in Begleitung des Kaisers nach Rense, bei Boppard-Koblenz, wo ehrwürdigen Andenkens der

Und sie schlossen unter derselben Eidesformel in bestimmter Urtheilsfassung noch an: durch das ganze, der Reichsherrschaft des Kaisers Ludwig unterworfene Land soll der Gottesdienst, der lange ungebührlich zur Bestrafung und Mißachtung des Kaisers untersagt und aufgehoben war, rechtmäßig und gebührend, indem jeder Gewissenszweifel abgelegt sei, wieder aufgenommen werden. Sie beschlossen ebenso: die ganze Geistlichkeit, wo immer im Reiche oder Herrschaftsgebiet des Kaisers angestellt, welche die gottesdienstlichen Verrichtungen noch nicht wieder aufgenommen hätte, sei zur Wiederaufnahme des lange unterbrochenen und abgeschnittenen Gottesdienstes anzuhalten, und wenn sie sich sträube und zu gehorchen hartnäckig verschmähe, so sei sie als Feindin des Staates scharf zu bestrafen.

Es ging also vom erhabenen Kaiser Ludwig die Verordnung aus, daß der ganze ihm unterthänige und noch unterthan werdende Erdkreis unter Androhung seiner Ungnade den Gottesdienst ungesäumt wieder aufnehmen solle. Das trugen seine Amtleute, Statthalter und Vögte als ihnen im ganzen Ernst anempfohlen in des Kaisers Briefen mit sich in ihre Länder hin und geboten es zu getreuer Vollführung, indem sie den einzelnen Städten und andern ihrer Vogtei oder Gerichtsbarkeit unterstellten Ortschaften unter schreckenden Drohungen vorschrieben, daß der dringende Befehl des Kaisers in jeder Beziehung beobachtet werde. Als dies die Geistlichkeit einiger Städte mitsammt den Bürgern in Ausübung zu bringen durch einige Tage nicht im mindesten sich bekümmert oder vielmehr verschmäht hatte, so hielten zuletzt doch die Bürger darüber Rath, kamen zum Verstand und erkannten es an, es wäre schwierig, wider den Stachel auszuschlagen, und ließen es nachdrücklich durch die Städte ausrufen: ein jeder, sowohl Kloster- als Weltgeistlicher, der den Gottesdienst bei offenen Thüren und dem Geläute der Glocken zu halten oder wieder aufzunehmen verschmähe, soll für immer oder auf eine Zeit außer die Stadt kommen; oder wenn Einer in der Absicht, den gottesdienstlichen Verrichtungen zu entfliehen, aus der Stadt gegangen sei, soll er sich bis nach zehn Jahren von jener Stadt, Flecken, Dorf, Kloster oder sonstiger Stelle unwiderruflich ausgestoßen wissen. Man verfuhr jedoch schonend und ließ den Geistlichen eine Frist von acht Tagen, sich zu entschließen, ob sie an der Stelle verbleiben oder abtreten wollten. Viele Geistliche der verschiedenen Orden und wenige Welt-

---

Königsstuhl stand und die deutschen Könige von jeher Wahl und Weihe erhalten hatten. Welch eine Haltung und Sprache hier, zu Rense, gegen den Papst und für das Reich! Die kaiserliche Würde, hieß es, sei unabhängig und stehe unter keiner Verfügung oder Verurtheilung der römischen Schlüsselgewalt, das kurfürstliche Wahlrecht sei ein freies Recht und soll ohne Vorschriften der Kurie geübt werden! In diesem Geiste, den bis anhin kein Herz so furchtslos zu nehmen, keine Zunge so offen zu bekennen gewagt hatte, erheben sich alle einmüthig, schließen als diese Kurfürsten einen Verein, den ersten Kurverein in deutschen Landen, der mit dem Namen seines Stiftungsortes Rense einen neuen Abschnitt der politischen Geschichte eröffnet, und besiegeln den geschlossenen Verein mit dem Eide, im Kampfe für die ausgesprochenen Rechte unentwegt und unzertrennlich zusammenzustehen. Zum Schlusse fertigen die Kurfürsten ebenfalls eine Gesandtschaft an den Papst ab und thun ihm zu wissen, daß sie keinerlei Prozesse und Urtheile, wie und wann sie immer von Avignon aus über den Kaiser ergangen, anerkennen und beachten. Somit getreu das, was unsere Chronik berichtet.

geistliche zogen daher, während die andern sangen, von ihren Stellen weg, irrten dahin und dorthin und begaben sich an die zur Wiederaufnahme des Gottesdienstes nicht gezwungenen Orte anderer Herren und besudelten dort den Namen der Lobsingenden so sehr, daß dieselben wie stinkender Mist oder Koth verstoßen und ihre Gemeinschaft, Umgang, Unterhaltung, Messe, Gebet, Predigt, Ablaß und jede Schlüsselamtsgewalt für abscheulich gehalten wurden.[1])

Hinwiederum verfolgten diejenigen, welche an der Stelle verblieben und dem Herrn lobsangen, jene, die schwiegen und entwichen, als Unsinnige, Irrgläubige, Starrköpfe, Narren und Aufrührer heimlich und offen, und stellten sie vor den Leuten als solche dar, die man als Zerstörer oder Zerstückler des Gottesdienstes meiden und verabscheuen, ja noch eher als vergiftet und ansteckend wie einen wüthenden Hund fliehen müsse. Eine jede Partei fällte über die andere das Urtheil, sie habe den Verstand verloren, sie stifte Entzweiung und zerbreche und zerreiße den ganzen und ungestückten Rock Christi.

Viele jedoch aus der Zahl derer, die weggegangen waren, suchten, nach einem halben Jahr von Reue getrieben, ihren Ort mit glühendem Verlangen wieder auf; aber es wurde ihnen nicht gestattet, denselben wieder zu beziehen, weil fast die ganze Einwohnerschaft bei ihrem Weggange sich eidlich im entgegengesetzten Sinne verpflichtet hatte, daß nämlich keiner derselben die Gelegenheit oder Möglichkeit zurückzukehren vor dem Ende der ihnen darüber festgesetzten Zeitfrist haben sollte. Daher geschah es, daß diejenigen, welche aus eigenem Willen oder Unvorsichtigkeit weggegangen waren, wider ihren Wunsch und mit dem größten Aerger ihres Herzens draußen bleiben mußten. Um aber den Stoff dieser Rede zu schließen, muß ich noch bemerken, daß die lange stumm gebliebenen Lippen in die Gesanges- und Freudenstimme des Gottesdienstes wieder aufgeschlossen und die durch vieler Jahre Lauf aufgehobenen Orgeln in den Einklang der Lieder und Psalmen wieder gelöst worden sind, obwohl die genannte Uneinigkeit und Ungleichartigkeit bis auf den heutigen Tag fortdauern.

Als um diese Zeit, wie man erzählt, auf ein Begehren des Sultans 30 Brüder aus dem Orden der Prediger, gerühmte Lesmeister, vom Papste gesandt, vor dem Sultan erschienen waren, wurden sie auf folgende Weise von ihm versucht. Er sagte nämlich: „Wenn ihr den rechtmäßigen Glauben den Leuten meines Reiches, für welches ihr von mir herbeigerufen und von dem Oberhaupte der Christenheit bestellt seid, ausstreuen wollet, so leget ab und beseitiget den Anzug eurer Kleider und die Geschorenheit eurer Häupter und nehmet für euch das mit der Tracht meines Volkes gleichförmige Gewand an. Wenn ihr dies thut, werdet ihr mich im Dienste des göttlichen Wortes zu einem günstigen und

[1]) Es waren die Mönche und namentlich die Dominikaner, welche sich auf diese Weise gehässig und leidenschaftlich geberdeten, in der Meinung, ihre Pflicht und ihr Gelübde erheische es, die Sache des Papstes mit allen gedenkbaren Waffen zu vertheidigen. Sie rissen den Reichsbeschluß, der das Interdikt entkräftete, an den Kirchen ab und fielen, wie es ihre Natur und Gewohnheit war, über die andern Geistlichen und deren Gottesdienst in den heftigsten Schmähungen und Verwünschungen her. Wir müssen es Vitoduran zur Ehre anrechnen, daß er als Franziskaner, als Glied desjenigen Ordens, dem die unterthänige Verehrung des hl. Stuhles sonst auch nicht fehlte, den wüsten Streit so gelassen und unparteiisch auf das Blatt seiner Chronik gezeichnet hat.

wirksamen Mitarbeiter und ebenso zu einem erwünschten und eifrigen Beschützer haben. Wenn ihr es aber nicht thut, so seid ihr alle Kinder des Todes." Sie beriethen sich gemeinsam und beschlossen, es sei besser und gerathener, den Umtausch ihrer Kleidung als ihrer aller Untergang und die Einbuße am Gewinn der Seelen zu ertragen, um dessentwillen sie gekommen waren. Als sie daher die Umwechslung der Kleider vorgenommen und sich den Blicken des Sultans wieder dargestellt hatten, erhielten sie von ihm eine Furcht einflößende und sehr schreckhafte Ansprache auf folgende Weise: „Da ihr Lehrer der Christenheit und Führer und Licht Anderer seid, und doch so bald und so leicht eines Schreckens halber, den ich euch eingejagt, von der Kleidung eures Gelübdes und Regeldienstes weggebracht worden, wie wankelmüthig müssen infolge hievon die andern sein! Ich habe unter mir Heiden so stark und standhaft in den Vorschriften des Heidenthums, daß sie sich lieber zerreißen und in tausend Stücke zertheilen ließen als daß sie von der Beobachtung ihrer heiligen Gebräuche abwichen. Daher gehet so schnell ihr könnt, wenn ihr des Todes bittersten Strafen zu entweichen wünscht, von meinem Angesicht hinweg!" [2])

Sie nahmen sogleich zum König von Cypern Zuflucht und wurden durch ihn weiter in die Gebiete der Christenheit sicher hingeleitet und kehrten dann an die Orte, woher sie gekommen, mit Bestürzung zurück. Wenn sie nicht Briefe vom König Frankreichs, wie man sagt, gehabt hätten, so wären sie vom Sultan elendiglich ermordet worden.

Dieser Sultan,[1]) wie gemeiniglich versichert wird, liebte sonst die Christen und behandelte sie gütig und mit Achtung, wenn sie in die Gebiete seiner Herrschaft gekommen waren. Denn wenn er vernahm, daß Barone, Bischöfe oder ausgezeichnete, geachtete und tüchtige christliche Ritter in sein Land gekommen seien, nahm er sie mit einem Herzen voll Gefälligkeit auf und wandte ihnen viele Wohlthaten und verschiedene Beweise der Freundschaft und Liebe zu. Da dies aber einige aus seinen

---

[1]) Wenn wir sowohl die Zeit als die übrigen Merkmale in Erwägung ziehen, so können wir diesen Sultan in keinem andern Herrscher finden als in Urchan. Er war Osmans Sohn, dessen wir auch schon Erwähnung gethan, und regierte von 1326—1359. In den Fußtapfen des erobernden Vaters schritt er rastlos nach, brachte ein Landstück Kleinasiens nach dem andern unter das neue Scepter der Osmanen und schickte endlich seine kriegerischen Schaaren nach Europa hinüber, wo sie ihm, mit dem thracischen Chersones beginnend, die nächstliegenden Gebiete hinter einander unter sein Scepter stellten, wenn er auch in eigener Person nicht an ihrer Spitze stand und überhaupt Europa nie betrat. Daher die Bemerkung Vitodurans, daß dieser Sultan in der Macht und Größe seiner Herrschaft außerordentlich weit fortgeschritten sei. Die Zuneigung, welche ihm gegen die Christen zugeschrieben wird, wollen wir ihm nicht gerade wegsprechen, wiewohl bei Licht betrachtet aus Vitodurans eigenen Andeutungen zu entnehmen ist, daß er gegen Christen auch andere Maßregeln in Anwendung bringen konnte und immerhin ein guter „Heide" d. h. Moslem blieb. Es mochte desnahen, was an ihm gerühmt ist, nicht eine eigentliche Vorliebe oder Begünstigung der Christen, sondern eher eine allgemeine Duldsamkeit sein, die ihm als einem Eroberer verschiedener Länder mit ihren verschiedenen Lehren und Gebräuchen klug zustand. Daneben konnte es nichts destoweniger vorkommen, daß er gegen Christen, auf deren Gebiete er ein so lüsternes Auge gerichtet, seine Milde oder Freundschaft in hervortretender Weise zeigte, um sie sich in der Verfolgung seiner Asichten nicht zu Gegnern zu machen.

[2]) Abermals Dominikaner sind die Fehlgehenden und Gefährdeten!!

Leuten übelgenommen hatten, verschwuren sie sich einmal wider ihn und zogen feindlicher Weise gegen seine Wohnung mit einem Volkshaufen hin, welcher Fahnen trug, die mit dem Bilde des Gekreuzigten bemalt waren, deshalb, weil er sich als Verehrer desselben zeige. Er sah ihrem Lärm und Ungestüm aus einem Fenster zu und dämpfte sie mit den Worten: er sei ein ebenso guter Heide als sie. Und zum Beweise dessen wolle er am nächstfolgenden Tage eine Kirche der Christen, die von der Zeit her, da der christliche Glaube oben auf war, noch dort bestand, zugleich mit ihnen von Grund aus zerstören. Bei der Zerstörung derselben und sonst bemerkte und beobachtete und ergriff er als ein geweckter und umsichtiger Mann die Urheber und Rädelsführer des genannten Frevels und befahl sie zu tödten.

Es wird über ihn auch berichtet, daß er in dieser Zeit seinen Sohn deshalb, weil er einen reichen Christen, um sich dessen Geld zuzueignen, getödtet hatte, ohne Richterspruch habe umbringen lassen.[1])

Von ihm wird ebenfalls erzählt, daß er, weil er ein strenger Herr und Richter war, um die Uebertretungen der Barone, Vögte, Vorsteher, Statthalter, Richter, Herzoge, Grafen und aller seiner übrigen Beamten auszukundschaften, ihre Länder oder Herrschaftsgebiete in Pilgergestalt betreten habe, und wenn er sie nach der Angabe der Einheimischen, gemäß dem früher über sie vernommenen Urtheil der Volksrede schuldig gefunden hatte, kehrte er in sein Haus zurück, rief sie zu sich, warf ihnen ihre Vergehungen in ihr Angesicht vor, zwang sie über den in einen Stuhl eingeschlagenen eisernen Pfahl zu sitzen, der in das Innere ihres Leibes drang und sie zusammt mit einem Gifttrank, welcher ihnen von oben in den Mund gegossen wurde, im Augenblick, da sie saßen, auf äußerst schmerzliche Weise tödtete.

Ferner erhob sich, wie man sagt, in dieser Zeit der genannte Sultan und schritt in der Größe, Stärke und Vermehrung seines Reiches und seiner Herrschaft so sehr vor, daß er 60 und mehr gekrönten Königen mächtig vorstand. Darüber habe sich sein Herz durchaus nicht erhoben oder aufschwellen lassen, sondern es vielmehr demüthig Gott zugeschrieben, von dem er es durch die Vermitt-

---

[1]) Daß Urchan einen seiner Söhne auf eigenen Befehl hinrichten lassen, ist nicht weiter nachzuweisen. Sein ältester Sohn Soliman war, weil es der Vater nicht thun wollte, über den Hellespont gegangen, um das Schwert der Osmanen über das eroberte Gebiet Europas, dort längs den Armen der Mariza, als Fürst in einer anwesenden Hand zu zeigen. Er wählte sich Kallipolis oder Gallipoli zum Wohnsitz, jene großartige Griechenstadt und Handelsstätte die auf der Landzunge zwischen dem Busen von Saros und der Dardanellenstraße oder „der Meerenge von Gallipoli“ gleichsam als eines der wenigen letzten Gestirne glänzte, wie sie noch am immer düstrer sinkenden Horizont des byzantinischen Reiches standen. Doch der Fürstenstuhl, der hier aufgestellt war, wurde bald wieder leer, denn Soliman starb noch vor seinem Vater. Dessen zweiter Sohn Murad oder Amurath I. faßte als der eigentliche Nachfolger Urchans im Jahre 1359 das Scepter mit weit reichenden Plänen. Er erschien mit seinen Schaaren vor Adrianopel, entriß es den Händen der Griechen im siegreichen Sturm und machte es zu seiner Residenz. Von hier aus sandte er die streifenden Horden seiner Osmanen bis hin unter die Servier und Bulgaren, nach Westen und Norden, und brachte über Land und Gut und Glauben der Christen einen solchen Schrecken, daß im Abendland ein Kreuzzug gegen die Türken gepredigt wurde und wirklich auch zur Ausführung kam. Es ist nun, alle diese Verhältnisse in Beachtung genommen, doch zu bezweifeln, daß Urchan, der für das ungeheure Feld seiner Eroberungen nicht Söhne genug hatte, einen derselben um eines so vereinzelten Fehlers willen, wie hier angegeben ist, zum Opfer fallen ließ.

lung Muhammeds, des höchsten Propheten, zu haben ohne allen Zweifel glaubte. Er erkannte auch klar damals die Parteiungen, Kriege, Entzweiungen, Uneinigkeiten, Schlachten, Streitigkeiten der Christenheit, nämlich zwischen dem Papst und dem Kaiser, zwischen dem König von Apulien und Sizilien, zwischen dem König der Franzosen und der Engländer, zwischen dem König von Dänemark und Schweden, zwischen den Städten und Herren der Lombardei, und andern mehr,[1]) freute sich und frohlockte und fürchtete sich vor der Christen Einfall ins hl. Land, um das Grab Christi aus seinen Händen zu entreißen, gar nicht so sehr, und wagte sie sicherer und muthiger anzugreifen und zu beunruhigen, wenn die Beleidigung von ihrer Seite es erheischte.

Weiter wird erzählt, daß in dieser Zeit ein Kaiser oder großer König der Tataren eine so ausgezeichnete Macht besaß, daß er fünfhundert Fürstenthümer abzutreten hatte, von denen das kleinste dem Königreich Böhmen in Wahrheit verglichen werden konnte. Er pflegte zu den Handelsleuten, die damals aus christlichen Gegenden in die Gegenden seines Reiches des Handels wegen kamen, zu sagen: „Der Kaiser der Römer und der König der Franzosen sollten von Rechtswegen von mir in ihren Reichen belehnt werden, und weil sie dies zu thun verschmähen, besitzen sie dieselben unter unrechtmäßigem Titel zu meiner großen Beeinträchtigung."

12. April bis 31. Mai. Im Jahre 1338 zur Maienzeit zwischen Ostern und Pfingsten wurde die Stadt Mailand in der Lombardei von einem Heere des Herrn Großcan von Bern[2]), der die Partei des Kaisers Ludwig be-

---

[1]) Die Kriege oder Kämpfe, die zwischen den hier angeführten Gegenparteien statthatten, sind bei der Behandlung unserer Chronik theilweise schon vorgekommen. So im Verhältniß vom Papst und Kaiser, vom König Frankreichs, Philipp VI., und König Englands Eduard III., von den Städten und Adelsfamilien der Lombardei. Weniger bekannt sind die Streitigkeiten zwischen Dänemark und Schweden, zwischen Apulien und Sizilien, weswegen darüber ein kurzes Wort beigefügt sein mag. Der Streit der Könige von Dänemark und Schweden bestand darin, daß sie einander Landstücke nahmen. Das geschah hauptsächlich als die Waldemar die Krone Dänemarks auf ihr Haupt brachten, und unter keinem wieder sieht man es in größerm Maße als unter Waldemar III. Er pflegte, um seinen rastlosen Fleiß in diesem Stücke zu beurkunden, über der erfüllten und noch zu erfüllenden Aufgabe zu sagen: „Morgen ist wieder ein Tag", was ihm den Beinamen Attertag zuzog. Er benützte die ausgesuchtesten Gelegenheiten, seinem Zwecke recht dienen zu können, wie er es gegen Magnus Smek, König von Schweden, trefflich zu richten verstand und dem dänischen Reiche wieder Zuwachs gewann. — In Apulien regierte jener hitzige Guelfe und Schildträger des Papstes, Robert von Neapel. Er hatte noch in seinen alten Tagen den Plan unter der Hand, Sizilien gerade damals, in der wie ihm schien sehr gelegenen Zeit, zu erobern. An der Spitze Siziliens stand nämlich von 1337—1342 Peter II, ein Sohn Friedrich II. von Aragonien, dem von seinem Bruder Jakob die Insel überlassen worden war, da der letztere an der Stelle des verstorbenen Bruders Alphons die Krone Aragoniens nahm. Der Regent Siziliens, Peter, war ein schwacher Mann und in dieser seiner Schwäche, die einen Herrscherstab kaum zu halten vermochte, lag für den eigensüchtigen und gewaltthätigen Robert Reiz genug, auf jenen kitzelnden Einfall zu gerathen. Allein diesmal kam eine andere Störung dazwischen und Robert erlebte keinen Sieg des ernstlich studirten Kampfes, er starb in seinem achtzigsten Jahre darüber.

[2]) Nach damaliger Schreibart für Verona, wie es etwas weiter unten geschrieben ist. Das Haus della Scala sah sein Verhängniß nahen, es zog nicht nur aus diesem Angriffe Mailands seinen Schaden, sondern kam überhaupt von Schritt zu Schritt in traurigen Verfall. Es war durch Oelhandel, wie es hieß, zu einem außerordentlichen Reichthum gelangt und besaß schon am Ausgange des 13. Jahrhunderts in Vicenza, Verona

günstigte, mit Belagerung eingeschlossen. Aber diejenigen, welche in der Stadt waren, brachen, von einer gewaltigen Wuth gegen die Auswärtigen gespornt, heraus, fielen sie an, schlugen sich auf das tapferste mit ihnen, und endlich, nachdem der Kampf lange unentschieden gewesen war, gewannen die Auswärtigen, welche auf Seiten des Herrn Can von Verona waren, die Oberhand und machten die andern in großer Zahl nieder. Als dies geschehen war, überraschte ein Herr von der Partei der Stadt mit 300 oder 500 frischen Kriegern die Auswärtigen, stürzte über sie, die bereits den Triumph feierten und vom Kampfe sehr ermüdet waren, her und warf viele danieder, viele nahm er auch gefangen und zog voller Freude wegen des am Schluß errungenen Sieges in die Stadt ein. In selbigem Streite sollen von jedem der beiden Heere ungefähr 5000 Mann gefallen sein.

Als derselbe Krieg vorüber war, in dem zunächst darauf folgenden Herbste, erregte der Herr Graf von Kyburg mit mehreren andern Grafen einen Krieg [1]) gegen die oben mehrmals genannten Berner.

---

und Mantua eine hochgestiegene Macht. In seiner herrlichsten Blüthe aber strahlte es über ganz Oberitalien hin, als es unter Can Grande della Scala an der Spitze der Ghibellinen stand, unter jenem freisinnigen und hochedeln Beschützer der Künste und Wissenschaften, dem Dante voll inniger Verehrung schon im ersten Gesange der göttlichen Comödie den Lorbeer windet, das sei der Fürst, der, wie eine bewunderte Ausnahme der sinnlich und sündlich verworrenen Zeit, nicht nach Land und Metall, sondern nach Weisheit, Liebe und Tugend dürste (**questi non ciberà terra nè peltro, ma sapienza e amore e virlute. Jnf. I. 103** und 104). Schade, daß er so früh, 1329, in der Kraft der Jahre, im besten Schwunge seiner Thätigkeit dahinsank! Ueber seinem Grabe nagte der Tod auch an dem berühmten Hause. Die beiden Neffen des Verstorbenen, Mastin und Albert della Scala, übernahmen wohl gierig Land und Macht, aber nimmermehr die erhabene Denkart und großmüthige Tugend, mit Einem Wort den schützenden Genius ihres Oheims, als das bessere Erbe. Eine bösartige Eifersucht, Habsucht und Herrschsucht waren der höllische Dämon, der sie von einem unheilvollen Schritt zum andern fortriß. Bald wollten sie eine übertriebene Anmaßung an fremdem Gut, bald eine wilde Leidenschaft am verhaßten Gegner sättigen, wie hier bei dem Anfalle Mailands, wo sie sich mit den ebenfalls heftigen und feindlichen Visconti in eine unberechneten Kampf verloren. Und die nämlichen Uebel verzehrten nach und nach die Familie della Scala selbst. Ein Brudermord folgte auf den andern und die Schlange des Egoismus, das unersättliche Unthier, wand sich durch List und über Leichen zu Gewalt und Genuß hin, bis das Maß des Fluches vollendet und das einst im höchsten Ruhm gepriesene Haus unter dem Hohn der Guelfen und mit dem Spott so zu sagen des eigenen Geschickes elend gestürzt war.

[1]) Das ist der Streit zu Laupen. Die Beschreibung, die uns Vitoduran von demselben bietet, ist schon deshalb sehr beachtenswerth, weil kein anderer Bericht älter ist und unser Chronist den Streit gleichsam aus der Tagesgeschichte in sein Tagesbuch aufgenommen hat. Dabei ist jedoch wohl zu beachten, daß Vitoduran nicht zunächst an der Quelle saß und mehr aus abgeleiteten Kanälen geschöpft hat, weshalb die Darstellung theils nicht gründlich genug die Veranlassung und den Verlauf des Streites gibt, theils hauptsächliche Momente übergeht und untergeordnete Punkte hervorhebt. Es gibt nun als gleichzeitig neben Vitoduran nur noch Einen Bericht, eine werthvolle und merkwürdige Schrift, die wohl mit Recht als die vorzüglichste und verbürgteste Grundlage alles dessen angenommen werden muß, was wir von dem Freiheitskampf der Berner genaueres wissen. Das ist die **Narratio proelii Laupensis**, von einem ungenannten Verfasser, der aber den Verhältnissen näher stand und den anschaulichen Zusammenhang der Thatsachen in schlichter Treue und so erzählt, daß der Leser den Eindruck einer verbürgten Gewißheit bekommt. Auf die **Narratio** folgt die Geschichte des Laupenstreites in der Bernerchronik Justingers. Der berner Stadtschreiber, Conrad Justinger, schrieb seine Chronik auf Befehl der Obrigkeit und begann sie im Jahre 1420; sie reicht auch nur bis zum folgenden Jahre 1421, vielleicht durch Hindernisse oder Krankheit des Chronisten abgebrochen, da Justinger erst um 1435 starb. Er erklärt in der Ein-

Da dieselben eine den Bürgern in Bern zugehörige Stadt belagerten,[1]) kamen die Berner vereint mit den oben ebenfalls oft erwähnten schweizerischen Bergleuten, die mit ihnen damals vereidet und zu

---

leitung zu seiner Chronik, daß, was er berichte, auf Urkunden beruhe, und solche waren gerade ihm, der die Hand über dem berner Stadtarchiv hatte, natürlich ohne Behinderung zugänglich. Zu diesen Urkunden, aus denen er seine Chronik geschaffen, haben wir ganz gewiß auch die **Narratio** zu rechnen; denn der erste Blick in dieselbe und in Justingers Bericht läßt wahrnehmen, in welcher Verwandtschaft beide stehen und wie sichtbar das eine Geschichtszeugniß aus dem andern geflossen ist. Daß nun Justinger aus der **Narratio** geschöpft und nicht der umgekehrte Fall zu denken ist, liegt im ganzen Charakter der Darstellung und ist auch stets von jedem Forscher oder Kenner angenommen worden. So verlegt J. R. Sinner, der in seinem gehaltreichen Katalog der Handschriften auf der berner Bibliothek die **Narratio**, den alten Schlachtbericht, zuerst erwähnt, die Abfassung derselben in die Mitte des 14 Jahrhunderts — **opusculum Anonymi, quod ad medium seculi XIV. pertinere credimus** — und G. E. von Haller, der gelehrte Verfasser von der Bibliothek der Schweizergeschichte, sagt: „Es scheint diese gewiß sehr merkwürdige Schrift von Jemand verfasset zu sein, der zu selbiger Zeit gelebt hat“ Der Bericht Justingers ist mit unverkennbarem Fleiß zusammengetragen, genau und ausführlich, von einem richtigen Gesichtspunkt aus, und mit einem regen Interesse des Verfassers an der Sache selbst, so daß sie das eigentliche Hauptstück seiner ganzen Chronik heißen kann. Aus Justinger aber hat Tschudi gesammelt, was zu sammeln war, um, mit einigen mehr ausschmückenden Zugaben vermehrt, in seiner umfassendern Chronik ein möglichst vollständiges Denkmal von demjenigen Streite zu liefern, der damals so viel entschied und dessen Bedeutsamkeit Joh von Müller mit Nachdruck bezeichnet, indem er schreibt: „Wenn Bern damals untergegangen wäre, so würde das ganze Land von Bern, von Freiburg, von Solothurn und andern Städten, über eine halbe Million Volk, in ganz andern Zustand gekommen sein; kaum war eine Zeit größerer Gefahr, oder von so wichtigen Folgen für alle Städte und Länder des gegenwärtigen Bundes der Schweizerischen Eidgenossen.“ Man findet beide, die **Narratio** und Justingers „Laupenstryt“, erstere begleitet mit den betreffenden Urkunden, im schweizerischen Geschichtsforscher unter der Ueberschrift: Beiträge zur Geschichte des Laupenstreites, Bd. II. p. 32—116. Wir werden uns, um dem oft verlegenen oder verschriebenen Abschnitt unserer Chronik zu Hülfe zu kommen, von den beiden authentischen Quellen hie und da Raths erholen.

[1]) Zur Belagerung Laupens war der Graf von Kyburg gar nicht herbeigekommen. Wohl erschien er mit seinem Volk bis Aarberg, um an dem Streit Theil zu nehmen; aber als er vernommen, wie es zu Laupen ergangen war, da, sagt Justinger, zoch er gar bald von dannen, und meint sins Dings wär nüt me. Ueberhaupt gebührt dem Grafen Eberhard von Kyburg in der Sache nicht die Stellung, die ihm Vitoduran anweist, wenn er ihn zu dem vorzüglichen Stifter des Streites und zum vordersten Führer am Zuge der Feinde macht. Die **Narratio** gibt die verschuldenden Theile und Gründe ganz anders an. Schon vorher sei zwischen den Bernern und Freiburgern aus mancherlei Ursachen Uneinigkeit entstanden. Die Freiburger hätten, obwohl sie gegen Bern nichts Namhaftes vorbringen konnten, doch immer die verschiedenen Grafen gehetzt, an die Berner ihre Forderungen zu stellen. Es habe, redet Justinger ausführlicher, die Freiburger verdrossen, daß die von Bern Laupen inne hatten; sie seien zudem bei den vornehmen Herren in hoher Gunst gewesen und hätten es von Alters her im Brauch gehabt, sich von einem Herrn an den andern zu hängen. Die Forderungen der vielen Herren waren nun folgende. Der Graf von Greyers — hinter ihm die Freiburger — verlangte, die Berner sollten die Brüder Rudolf und Hans, „die Fryen“ (**Narratio: domicelli**) von Weißenburg, „wysen“, ihm theils als Schuld, theils für zugefügte Schädigungen 8000 Pfund berner Münze zu zahlen. Der Graf Gerhard von Valendis (Valangin) verlangte, daß ihm die Berner 300 Mark Silbers zahlen, die ihm Ludwig der Baier an ihnen zu erheben aufgetragen, darum daß die Berner den Baier nicht als römischen König anerkennen wollten und auf der Seite des Papstes standen. Der Graf Rudolf von Nidau verlangte, daß ihm die Berner drei Männer wieder unter seine Herrschaft zurückstellen, die aus seiner Stadt Erlach zu den Bernern übergegangen und um die er in seinen Rechten verkürzt sei. Der Graf Eberhard von Kyburg verlangte, daß die Berner auf alles Recht an Burg und Stadt Thun verzichten, das sie doch von ihm gekauft

ihrer Hülfe herbeigeholt waren [1]) in starker Macht, um die Stadt zu vertheidigen und die Feinde zurückzutreiben. Sobald die Herren Grafen diese gesehen, wagten sie in einem allzu hohen Vertrauen auf sich sebst, obwohl sie ganz sicher wußten, daß ein großes Heer von Seiten der Herzoge Oestreichs [2]) ihnen zu Hülfe abgeordnet und schon auf dem Eilmarsche, zu ihnen zu kommen, begriffen sei, und wiewohl sie die an Zahl geringern waren,[3]) die Berner sammt den in zahlreicher Menge aufgerufenen

hatten, da es ihm, sagte er, vom Kaiser Ludwig wieder zurückgegeben sei; auch sollten die Berner niemanden mehr zu einem Bürger annehmen, der aus dem Land und Gebiet des Grafen von Kyburg sei. Der Graf von Neuenburg schützte etwas vor, doch „nit erlich und unverwenflich", sondern nur um einen Anlaß zu haben, mit den Freiburgern gegen die Berner zu stehen. Der Kaiser Ludwig verlangte, daß ihm die Berner hulden und schwören und den Gehorsam gegen den Papst lassen. — Die Berner erklärten sich, wie von oben geleitet, **divina gratia educti** sagt die **Narratio**, in ehrerbietiger Haltung und demüthiger Sprache erbötig, allen Forderungen bestmöglich nachzukommen, für die Entrichtung der 8000 Pfund besorgt zu sein, die drei Erlacher heimzuschicken, selbst die Grafen von Valendis und Kyburg zu befriedigen, obwohl „ir Vorderung und Ansprach sy gar frömbd und unbillich düchte." Aber alle Anerbietungen der Berner stillten der Herren Unwillen nicht und stifteten der Stadt Frieden nicht. Man wollte nun einmal kein Bern und keine Berner mehr, darauf war es abgesehen. Als sich die Berner und Freiburger zu Blamatt bei Neueneck noch einmal zu verständigen suchten, sagten es die Freiburger den Bernern rundweg ins Gesicht, wie es gemeint sei: „Die Herren wolltent durch iren Adel und ire Macht Eins vorhaben, weren ouch alle Ansprachen erfüllt." Damit war das Signal zum Kampfe gegeben.

[1]) Die Waldstätten Uri, Schwyz und Unterwalden. Also fant man zu inen, sagt Justinger, den Herrn von Kramburg, der inen die Sachen erzalt und sy ernstlichen bat, das sy denen von Bern in semlichen Nöten beholfen weren, wann in Kurzum Anders nüt daran wäre, dann an Einem Tag sterben oder genesen. Die Waldstätten erwiederten nach kurzem Bedenken auf so tröstliche und biedere Weise, wie ächte Freunde in Gefahr und Bedrängniß nur immer reden können. Sie antwurtent also, fährt Justinger fort, „wir wellent die von Bern in denen Nöten nit lassen, oder aber alle darumb sterben." Ze Stund wurden geordnet von jedem Land drühundert gewapneter Mannen, das warent nünhundert Mann. Darzu die erbern frommen Lüt, die erst by fünf Jaren vorhin denen von Bern geschworen hatten, das warend die von Haßle, mit dryhundert Mann wol gewapnet. Darzu der Herr von Wissenburg (**de Albo-Castro** nennt ihn die **Narratio**) der kam mit allen den Sinen von Sibenthal; den man zu Bern gern sah, wann er gar ein mannlicher Herr was. Von Bern selbst heißt es: Wo ein Vater und ein Sun was, da ward einer gen Laupen geben, wo auch zwen Brüder waren, da ward auch einer dahin geordnet — da wart nit viel ze Bern gelachet.

[2]) Der Zuzug von Seiten Oestreichs mochte so gar bedeutend nicht sein. Weder die **Narratio** noch Justinger geben an, daß eine östreichische Macht bei dem Streit zugegen gewesen. Erstere sagt nur, daß die Landvögte der Herzoge Oestreichs mit ihren Leuten aus dem Aargau auf dem Punkte waren zu kommen (**jam venire coeperunt**) und Justinger schreibt, die Solothurner hätten gen Bern berichtet, der Landvogt der Herrschaft Oestreichs ziehe „mit viertusent Mannen" heran. Es war nach allen Seiten nur ein Hörensagen, aber keine Thatsache, ein Erwarten und kein Eintreffen. Auch im Verzeichniß der Erschlagenen wird von der **Narratio** und von Justinger niemand aus Oestreich angeführt, erst Tschudi nennt einige Namen.

[3]) Offenbar unrichtig, wenn schon die **Narratio** vor Laupen 16,000 Mann Fußvolk und 1000 Ritter oder Behelmte (**galeati** mit dem Zusatz **ferreis muris armati**) angibt, Justinger aber sagt: und wurden geschezt ob dryßig thusent Mannen zu Roß und Fuß, gewapnet und wol bereit. Deren waren zwölfhundert Helm, unter denen waren 700 gekrönter Helm von dem Adel. — Uf dero von Bern Theil was nit me dann fünf thusent und zweihundert. — Wir müssen nämlich nicht übersehen, daß die 600 Mann Besatzung in Laupen nicht an der Seite der Ihrigen im Kampfe standen, da man im Schloß und Städtchen gar nicht wußte, was draußen vorging, bis der Sieg errungen war und es ihnen drinnen zum größten Erstaunen berichtet wurde.

Schweizern anzugreifen. Es wurde also die Schlacht geliefert, in welcher die Schweizer, als sie, von Furcht erschüttert, auf eine Weile bei Seite gewichen waren,[1]) dann aber die Gegner kleinmüthig geworden und nachlässig handeln gesehen hatten,[2]) mit der neugeschöpften Kühnheit, welche sie vorher verloren, umkehrten und sich so tapfer hielten und so heftig kämpften,[3]) daß zuerst und vor allen die Freiburger, die Feinde der Berner von Alters her, nachdem viele aus ihnen getödtet worden, die Flucht ergriffen. Deshalb hieben die Schweizer mit den Bernern, beherzter und muthiger geworden, in einem grausamen Gemetzel die Feinde, niemandes schonend, bis zur völligen Vernichtung zusammen. Sie wütheten auch mit solchem Grimme gegen sie, daß ach der Herr Graf von Nidau,[4]) der in vielen

---

[1]) Damit verhielt es sich nach Justinger, der die kurze Notiz der **Narratio** besser erklärt, folgendermaßen. Als es an den Feind ging, hatte jeder — es sind die Schleuderer gemeint — „zwen oder dry Stein zu im genommen, da hieß der Houptmann das Volk hinter sich tretten an den Rein, um das sy Bergs halben stunden." Die Hintern meinten nun, die Vordern wollten fliehen, „und flochen gar ein groß Volk vom Huffen" — die **Narratio** setzt die Zahl sogar auf 2000, indessen noch 3000 zurückblieben. Der Hauptmann und die vordern Reihen konnten es natürlich nicht bemerken. „Die es aber sachent, die sprachent zem Houptmann: o Herr! dahinten fliechen gar vil Lüt von uns. Da antwurtet der Houptmann: es ist gut, daß die Bösen by den Biderben nit sind, die Sprüwer sind gestoben von den Kernen." Sowie aber die Geflohenen wahrnahmen, daß die Andern Stand hielten, kehrten sie auf der Stelle um „und thaten als biderb Lüt, vachten als Helden, ußgenommen etlich, die in den Vorst fluchent und nit wider kartent, dieselben auch iemermer Vorster hiessen und mußtent mengklichen verschmäht und unwert sin."

[2]) Im Lager der Feinde war „groß Rychheit und Gezierde, an Kleidern, Kleinotern, Spyse, Win und sunders groß Hochfart." Die gewaltigen Herren hatten „by hochen Trüwen gelobt", Stadt und Burg zu Laupen ohne alle Gnade zu zerstören, wer darin gefunden werde, zu erstechen oder zu hängen, und ebenso Bern entweder dem Erdboden gleich zu machen oder Haus für Haus unter einander zu vertheilen und dabei Weib und Kind, Jung und Alt zu morden. Die festen Stricke zu dem vielerlei Hängen, sagt die **Narratio**, hatten sie schon bereit gemacht. Man sieht, an jener alles verschlingenden Prahlerei fehlte es dem Adel vor Laupen wie anderswo auch nicht. Hatten sich ja die hohen Herren schon vor dem Streit die guten Berner, die in allen Dingen nachzugeben versprachen, zum Spott genommen, s i e h ä t t e n s i c h s o l c h e r A r t d e m ü t h i g e n u n d b e u g e n m ü s s e n, so daß man, wenn ein Berner durchs Land ging, überall zu ihm sagte: „Bist du von Bern, so duck dich und laß übergan!" **Narratio: Si es de Berno, inclina te et dimitte transire.**

[3]) Wie ein Simson, **more Samsonis**, sagt die **Narratio**, hätten sie sich auf die Feinde geworfen.

[4]) Er war der Hauptmann unter der Herrschaft, berichtet Justinger, und fragte die andern, ob sie nicht gedächten, „mit denen von Bern noch in Täding zu kommen", um großen Kummer und Schaden zu verhüten. Dieselben hätten nun, meinte der Graf, der Herren große Macht gesehen und wären willig zu thun, was diese ihnen zumutheten. Aber alle andern erwiederten: „das klein Volk, das wir vor uns sechen, das muß noch hüt unser eigen syn, und allen unseren Willen thun. Da antwurt inen der Herr von Nidouw: mich bedunkt wol, sie wellten unser erwarten und nicht fliechen." Es war ja derselbe Graf, der zu Rudolf von Erlach als seinem Dienstmann, auf dessen Frage, ob er ihm sein zu Bern liegendes Gut, das er im Streit verlieren werde, ersetzen wolle, sprach: „Lieber Herr Rudolf! solltent ir by mir beliben und darum das Uewer zu Bern verlieren, das wär üch zu schädlich; sollte ich üch dann das bezalen, das were mir ouch zu schwer. Um einen Mann weder minder oder mer. Ir mögent heim faren, und da üwer Bestes thun! Do antwurt im der von Erlach und sprach: Herr! sider ir mich schezent für ein Mann, so sönd ir wissen, das ich ouch eines Mannes wert will sin, oder aber darum sterben." Freudigen Muthes ritt er sogleich nach Bern, wurde hier jubelnd empfangen und mit unbedingtem Vertrauen und Gehorsam Aller zum Hauptmann gewählt „als ein bewerter from-

und grausen Feldschlachten sowohl unter Christen als Heiden unverletzt verblieben, mit seiner ganzen Schaar daselbst erlag! Auch der Graf von Aarberg [1]), der Graf von Frohburg [2]), der Sohn des äußern Grafen von Savoyen [3]), ein junger Mann, wie es heißt, von der schönsten Gestalt, der Graf

---

mer Ritter, ganz unerschrocken, das er ouch vormalen in sechs Velbstrytten gar wol erzöugt hatt." — Nidau, die Stammburg der alten Grafen, lag an dem Ausfluß der Zihl aus dem Bielersee.

[1]) Ein sauberer Peter, der, sobald er der Sache schlimme Wendung merkte, hurtig über die Mantelsäcke seiner eigenen Partei herfiel, zu guter Letzt das Beste zusammenpackte und damit auf den Heimweg eilte. Justinger: Da aber Graf Peter von Aarberg ersach, daß es der Herren halb wollt übel gan, da macht er sich zu den Hütten, da die Watseke mit dem Silbergeschirr und Gelt warent, und nam das, und furt es mit ihm schantlichen gen Aarberg. — Aarberg zwischen zwei Armen der Aare, an der Kreuzstraße von Bern, Solothurn, Biel. Ein Graf verkaufte das Städtchen um jene Zeit, nämlich 1351 an Bern. Jetzt steht das Schloß in erneuerter Gestalt da.

[2]) Der Graf von Frohburg ist weder in der Narratio noch bei Justinger mit Namen angeführt. Wir müssen ihn also zählen zu den **plures alii milites et nobiles** der **Narratio**, oder unter „die andern Edlen, Ritter und Knechte Justingers, so da erschlagen blyben, aber nit geschriben worden." Hinwiederum haben wir unter Vitodurans „andern tapfern und adeligen Männern" solche zu suchen, die von jenen beiden Berichterstattern ausdrücklich erwähnt werden, namentlich der Graf Gerhard von Valendis, der bitterste Feind der Berner, der nie müde wurde, Böses jeglicher Art über sie zu bringen, wenn sonst niemand an irgend eine Feindseligkeit dachte, wie Justinger ihn schildert, „der ihr Lüte und Gut schädiget mit Roub und mit Brant, diewil dennocht die Anderen still sassent," und wie die Narratio ihn zeichnet: **spirans praecipue minas et caedes et injurias in Bernensibus et eos prae caeteris diffidavit** (befehdete). — Frohburg auf dem Jura, Pfarre Trimbach, solothurnisches Amt Gösgen. Jetzt noch stehen auf einer Gebirgskuppe in wildem Gestrüpp Trümmer vom Wohnsitz der mächtigen Grafen von Frohburg, die über einen Theil der Kantone Basel, Solothurn und Aargau geherrscht. Ein Erdbeben zerstörte nicht lange nach dem Laupenstreit, 1356, die Burg, und bald auch zerfiel das gräfliche Haus mit den beiden Brüdern Hermann und Hans.

[3]) Er hieß Johannes, gewöhnlich genannt Graf Hans, der einzige Sohn Ludwigs, des „äußern" Grafen. Mit dieser Bezeichnung ist eben der Unterschied festzuhalten, auf den wir schon bei dem Gümmenenkriege Eingangs dieses Heftes hingedeutet haben. Der äußere Graf von Savoyen war der über die Wadt gesetzte Graf, **dominus Vaudi**, im Gegensatz zu dem andern Grafen, welcher das Stammland, das eigentliche oder innere Savoyen besaß. Noch zu Anfang des 14. Jahrhunderts theilten Haus und Herrschaft von ganz Savoyen die beiden Brüder unter sich: Amadeus V. Graf in Savoyen und Ludovicus von Savoyen, **dominus Vaudi**. Der erstere starb 1323, ihm folgte der Sohn Eduard Graf in Savoyen bis 1329 und diesem der Bruder Aymo Graf in Savoyen von 1329—1343. Auf Ludwig von Savoyen, der 1302 starb, kam der Sohn Ludovicus II. auch als **dominus Vaudi et exterior Comes de Sabaudia**, der Vater also des Grafen Hans, der bei Laupen fiel. Uebrigens ging es mit diesem Sohne nach Justingers Erzählung rührend zu. Er war hergekommen und hatte von dem Streit der Herren zu Laupen gehört. Ohne Verweilen verfügte er sich zu ihnen und erbat sich, in der Sache „in Trüwen" arbeiten zu dürfen, voll des edeln Vorsatzes, einen friedlichen Vergleich der Parteien zu erzwecken. Sie legen ihm die Ansprachen und Forderungen vor, mit denselben begiebt er sich zu den Bernern und hört von ihnen, wie sie bereit seien, „zu lyden, was inen mit dem Rechten erkannt wirt." Er bringt diese Nachricht den Herren und hat die freudige Zuversicht, sein schönes Ziel erreichen zu können. Allein „das hatten sy für einen Spott. Da wollt der Graf Herr von Safoy von inen fin geritten. Da fielen sy im in den Zoum, und redten: wie er von so viel guter Herren und Adels möcht ryten? und behubent in by inen. Das ward im sure" (nämlich als er hernach fallen mußte). Nach abgethanem Streite setzt Justinger bei: Nu kament die Mere von des Strytes wegen bald us in alle Lande, und sonderlich für Graf Ludwigen von Savoy, das syn einiger Sun an dem Stryt erschlagen were. Da sprach er: die von Bern hand

von Greyers [1]) fielen dort, und ebenso kamen mehrere andere tapfere und adelige Männer aus verschiedenen Gegenden daselbst um. Aus Schwaben fand Ein Herr, ein starker und an Kräften tüchtiger Mann, der sich zu fliehen schämte und sich aus freien Stücken der Gefahr hingab, genannt von Blumenberg [2]), mit vielen, die vor dem Gefecht zu Rittern geschlagen worden, den Tod.[3])

In Vergleichung zu diesen nun sind wenige von den Bernern und Schweizern gefallen.[4]) Von den beidseitigen Theilen sind etwa 1000 Mann, damit ich die äußersten Grenzzahlen fallen lasse und die Mitte halte, in jenem Kriege unterlegen. Denn die Einen geben weit mehr, die Andern weit weniger an. Nach dem Kriege aber sind viele Berner, die auf den Feldern oder in ihren Geschäften getroffen wurden, von der Feindespartei getödtet worden. In einer Nacht wurden sogar etwa vierzig Männer, wie man sagt, welche für Besorgung ihrer Geschäfte heimlich aus der Stadt gegangen waren, von den ihnen auflauernden Feinden niedergehauen. Als mit denselben der Guardian der Minderbrüder selbdritt ausgezogen war, wurde er von einem Schwaben der Gegenpartei schwer und tödtlich in den Kinnbacken verwundet, ja er hätte ihm, wie ich aus des Guardians eigenem Munde gehört, wenn der Ast eines Baumes den Streich des Verwundenden nicht zuerst aufgefangen hätte, den Kopf abgehauen.[5]) Sobald dies jener Schwabe inne geworden war, fiel er mit den bittersten Thränen vor

---

mir minen Sun nit erschlagen, inen were lieb gesin, das er heimgeritten were; doch die von Fryburg und Ander hand mir minen Sun behalten und ertödt, denen will ich darum Vyend sin und nit denen von Bern.

[1]) Oder Gruyère und Greyerz auf prächtiger Höhe mitten in einer herrlichen Alpenwelt des Kantons Freiburg. Das Schloß soll zu den ältesten gehören und schon sehr frühe erbaut worden sein. Ueber den Grafen selbst haben wir zu dem, was oben von ihm bemerkt wurde, nichts Besonderes weiter beizufügen.

[2]) Dieser Blumenberg ist in den beiden Quellenschriften auch nicht genannt. Die Narratio meldet nur, daß der Graf von Nidau vor Laupen erschienen sei mit seinen Leuten und 140 behelmten Reisigen aus dem Adelsstande, die er als waffengeübt und waffenbewährt — in armis visitatos et probatos — aus Elsaß und Schwaben gesucht und gewählt hatte. Und auch Justinger bringt hierüber nur die allgemeine Bemerkung, nach dem Stryt sei von den Edlen in Schwaben, in Elsas, Brysgöuw, Suntkow, und in welschen Landen große Klage gewesen, Jedermann umb den Sinen.

[3]) Man habe geredt, sagt Justinger, das der Vyenden me dann vierthalbtusend tod bliben werent.

[4]) Der Verlust an Todten auf ihrer Seite ist in der Narratio und bei Justinger nicht angegeben. Nur Tschudi zählt 22 Gefallene von Bern und 13 aus den Waldstätten, nämlich 9 von Schwyz und Unterwalden und 4 von Uri, die er dann mit Namen anführt, einen Wälti Künders Sun an dem Hofacher, Walthart Waffler u. s. w.

[5]) Es charakterisirt wirklich unsern Chronisten, wie er uns den Streit zu Laupen erzählt. Von den heroischen Gestalten eines Rudolf von Erlach, Johannes von Bubenberg, älter, Schultheiß zu Bern, Johannes von Bubenberg, jünger, Hauptmann der Besatzung zu Laupen, Antonius von Blankenburg, Vogt zu Laupen, und andern bekommen wir nichts zu Gesicht und Gehör. Dagegen wird ausführlich beschrieben, daß ein Guardian der Minderbrüder unter der Hand des Feindes die größte Gefahr bestanden und fast den Kopf verloren habe. Und man kann doch kaum die Entschuldigung beibringen, Vitoduran habe jener Männer Namen und That, die in Aller Munde waren, nicht gekannt, während er denn doch wieder so vereinzelte Züge des Streites anzugeben weiß und eine ziemlich genaue Personenliste der gefallenen Feinde führt. Wir wollen ihm dabei gar nicht etwa zum Vorwurfe machen, er sei der Sache der Freiheit abhold gewesen und habe ihren Helden wissentlich die Anerkennung vorenthalten, da er, wie weiter unten zu lesen ist, dem Streben und dem Siege der Berner

ihn hin und bat ihn über das Vergehen um Verzeihung, weil er es unwissentlich gethan und er ihn wegen der Finsterniß der Nacht nicht habe von den andern unterscheiden können. Der Guardian verzieh ihm, trug aber, obschon er geheilt wurde, eine sehr bemerkbare Narbe für immer im Gesicht.

Ueberdies wurden Berner nach jenem Gefecht von Feinden ermordet und so sehr in die Enge getrieben und von Nachstellungen umdrängt, daß ihnen kein Weg ein- oder auszugehen offen oder frei war.[2]) Und darum wurden sie sehr arm, so daß ihnen die Stütze des Brodes zerbrochen wurde und

---

alle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Aber man schaut bei solchen Anläßen der Seele auf den Grund, was ihr den besten Eifer vorwegnimmt und was von ihr gleichgültig auf die Seite hinaus gestellt wird. Wenn so ein Ordensmann bei solchen Vorgängen irgend etwas erlebt hat, so spannt dies den zugehörigen Ordensleuten im höchsten Grade Ohr und Auge, und jede andere noch so bedeutende Erscheinung fällt ihnen darob in Vergessenheit. Die kleine Figur erhält die ausschließliche Aufmerksamkeit und die unvergleichlich größern Verdienste sind in den Hintergrund gedrängt. Etwas Aehnliches begegnet sogar der Narratio. Es befremdet im eigentlichen Sinne, daß Einem, wenn man dieselbe durchliest, auch nicht auf irgend einer Stelle des Kampfplatzes ein Rudolf von Erlach vor die Augen kommt! Erst nach dem Streit, in jenem Streifzug der Berner bis an die Stadtthore Freiburgs, wird er allerdings rühmlich erwähnt: damals, bei selbigem Siege, war auch Feldherr der Berner, ihr getreuester Helfer und gleichsam tapferster Löwe — quasi leo fortissimus — Rudolf von Erlach, der Ritter. Um so angelegentlicher wird die Achtsamkeit auf den Bruder Theobaldus gelenkt, den Leutpriester der Berner — plebanus Bernensium — wie er als getreuer Hirt der Seelen alle unabläßig ermahnt, sich als gehorsame Kinder der hl. Kirche zu erweisen, eher den Verlust aller zeitlichen Güter und selbst des Lebens auszuhalten als von dem apostolischen Stuhle abzufallen und auf die Seite des Kaisers zu treten, wie er mit den Bernern in den Streit zieht, sein Leben für seine Schafe hinzugeben, und wie er unsern Herrn Jesum Christum als den wahren Führer — verum ducem — mit sich trägt, daß sich derselbe für die Berner abermals opfern möge. Es wandelt Einen, geht man etwas tiefer ein, fast unwillkürlich der Verdacht an, als habe der Verfasser der Narratio die Tendenz, den eigentlichen Helden der Berner aus der Geschichte des Streites selbst wegzunehmen und den Leutpriester „aus dem Orden der Deutschbrüder" — ordinis fratrum Theutonicorum heißt es ausdrücklich — an dessen Stelle zu setzen. Nicht so gar abseits liegt darum die Vermuthung, die im schweiz. Geschichtsforscher a. a. O. steht, daß der Verfasser der Narratio ein Bruder des deutschen Ordens in Bern gewesen, wenn auch nicht gerade der leibliche Bruder Theobalds, wiewohl ein solcher zu jener Zeit gelebt und ebenfalls zum Orden der deutschen Herren gehört hat. Erst Justinger stellt den Sieger zu Laupen, Rudolf von Erlach, auf seinen rechten Platz und setzt ihm für die Nachwelt das wohlverdiente Denkmal, ohne dabei „dem Lütpriester zu Bern, dem getrüwen Vater und geistlichen Hirt", den ehrwürdigen Dienst und Namen irgendwie zu schmälern.

[1]) Auch nach dem Kampf bei Laupen hörten die gegenseitigen Befehdungen nicht auf. Die ersten Necker waren wieder die Freiburger, welche zum ganzen Streit jedenfalls die hauptsächlichste Triebfeder in ihren Händen gehalten hatten. Sie ärgerten sich über den Sieg der Berner, fielen zur Rächung in deren Land, raubten und brannten nieder, griffen, wie die Narratio ganz einig mit Vitoduran berichtet, überall jeden Berner auf und brachten ihn schonungslos um (sine misericordia occidebant). Den Freiburgern halfen die östreichischen Vögte und andere Freunde. Dann wandte sich auch Solothurn, Biel, Murten, Peterlingen und sogar Thun von den Bernern ab; von allen Seiten verweigerte man ihnen Lebensmittel, namentlich Wein, Milch, Butter, Käse, was sie dann aus dem Schloß und Städtchen Spiez auf einer südlichen Landspitze im Thunersee unter Bedeckung holen mußten. Auf das Aeußerste gereizt suchten die Berner diese Plackereien und Bedrückungen auch ihrerseits zu vergelten. Einmal machten sie unter ihrem Schultheißen (sculletus) Johannes von Bubenberg einen Ausfall auf das Städtchen Huttwyl im damaligen Gebiet des Grafen von Kyburg, zwischen Burgdorf und Willisau, plünderten es aus und brannten es nieder. Ein anderes Mal zogen sie, wie schon oben erwähnt, gegen Freiburg und jagten die ihnen entgegenkommenden Freiburger bis an die Stadtthore, wobei 700 der letztern in der Saane ertranken. Am gleichen Tage plünderten und verbrannten sie ein in der Nähe

eine so große Theurung besonders des Weines daselbst ausbrach, daß das Maß um 10 oder 12 Pfund Pfenninge in jener Münze verkauft wurde.[1]) Daher erlitten sie in jener Zeit viele Beschwerungen an Eigenthum und Personen und wurden zu einem großen Theil verkleinert und verringert und die Ueberlebenden in endloses Elend verstrickt.

Daß sich die Berner in diesem Kampfe des Sieges bemächtigt, hatte nach meinem Urtheil einen doppelten Grund: weil sie das Recht oder eine gerechte Sache hatten, wie die ganze Umgebung frei und ausdrücklich bekannte; zweitens, weil sie alle an dem Tage, da sie zum Kampfe gegen die Feinde ausziehen wollten, in Andacht einmüthig den Leib des Herrn genossen.[2]) Mit demselben wie mit

---

liegendes Schloß Castel. Bald darauf fielen sie in Freiburg selbst ein, zerstörten den Stadttheil Galtern und zündeten plündernd alle Häuser bis zur Stadtbrücke an. Viele Freiburger machten sich mit ihrer Habe davon und suchten flüchtig den Ausgang auf der andern Stadtseite. Nachher bestellten die Freiburger den östreichischen Vogt Burkhard von Ellerbach zum Schirmer ihrer Stadt, daß die Berner dieselbe doch auch nicht ganz von Grund aus zerstörten! (**ne civitatem funditus delerent**). Der Schirmer Ellerbach meinte nun die Berner verdienter Weise zu züchtigen, kam aber mit seinen Freiburgern bei jedem Anlaß zu kurz. Dann wieder galt es dem Schloß Burgistein (die **Narratio** schreibt Burgenstein), welches, da es den Freiburgern beigestanden, dem Erdboden gleichgemacht und dessen Herr Jordan von dem Pfeil eines Berners — der habe „der Ryffli" geheißen, sagt Tschudi und bringt noch mehreres andere bei — schon zu Anfang der Bestürmung todt hingestreckt wurde. Noch einmal streiften die Berner ins Land des Kyburgers und verwüsteten alles durch Raub und Brand. Noch ehe sie zurückgekehrt waren, griff Ellerbach mit 200 Rittern Freiburgs und andern Bern an, wurde aber von Berns schwächster Mannschaft, von alten, kraft- und wehrlosen Leuten (die **senes, debiles et multi inermes** der **Narratio**) die in der Stadt zurückgeblieben waren, auf die schmählichste Weise heimgejagt. Da sagten über die unbezwingliche Stärke der Berner, die rings von Verfolgern umgeben doch überall die Oberhand behielten, zuletzt Freunde und Feinde, sichtbar stehe ihnen Gott bei, ja — naiv genug — es sei am Tage, daß Gott selbst in Bern Bürger geworden sei! **Narratio: quia appareret, quod Deus civis sive burgensis in Berno esset!** Worüber Schodeler in seinem Manuscript folgenden Vers bringt:

Unsre Herren und Helffer ligend in den Hürsten,
Nach dem Keyser und dem Adel soll uns wenig dürsten,
Gott ist Burger worden z'Bern,
Wer wolt wider Gott kriegen gern?

Am Ende schlossen Berner und Gegner, beide Theile des Streites und Schadens überdrüssig, mit einander Frieden.

[1]) Das Maß — **mensura** — sagt Vitoduran, sei um 10 oder 12 **solidi denariorum** verkauft worden. Es frägt sich, was wir uns sowohl unter dem Maß als dem Geld der Berner zu denken haben. Gewöhnlich rechnet man einen **solidus** zu einem Schilling, zwanzig solcher zu einem Pfund, jedoch so, daß der **solidus** oder Schilling nicht als ein eigenes Münzstück, sondern als 12 **denarii** oder Pfenninge geprägt wurde und daß also nur solche, nur Pfenninge, als reelle Münze in den Händen des Volkes waren. Ein **solidus denariorum** war dann ein Pfund Pfenninge. Da wir nun aber einen **solidus** zu mindestens 4 Frk. unseres Geldes ansetzen müssen, so machen jene 10 oder 12 **solidi** 40 oder 48 Frk. aus, ein Betrag, der nach damaligem Geldwerth und damaligem Lebensmittelpreis viel zu hoch ist, insofern wir nämlich unter der **mensura** ein Maß im Umfange von unserm Saum verstehen. Entweder muß daher diese **mensura** ein größeres Quantum gefaßt haben, oder Vitoduran hat sich verrechnet.

[2]) Der schon genannte Bruder Theobaldus — Diebold Baselwind — war es, der die Berner mit den kräftigen Tröstungen und Stärkungen des Wortes wie des Sakramentes versah. Der furt mit im, sagt Justinger, wie wir es oben aus der **Narratio** angeführt haben, den gewaren Kempfer, den barmherzigen ewigen Gott,

einem Schild umschirmt, durch denselben als durch eine Reisekost [1]) erfrischt und gestärkt bestanden sie heil und unverletzt.

Ferner wuchsen in demselben Jahre der Fleischwerdung des Herrn zur Feierzeit aller Heiligen [2]) 31. Okt. 1339
wegen übergroßer und unverhoffter Regengüsse an vielen Orten die Bäche und Flüsse Deutschlands so sehr an, daß sie viele Mühlen, Häuser, Klöster und zum Theil Städte zerstörten und sammt vielen Menschen eine unschätzbare Habe verschlangen und wegführten. Ueber die Maßen aber traten sie aus aus ihren Betten und liefen aus. Vorzüglich jedoch wüthete in Basel ein Bach, Birsich geheißen, durch schrankenlose Ueberschwemmung, so daß er der Stadt, am meisten aber den Minderbrüdern einen großen und schweren Schaden zufügte.

Außerdem zog in demselben Jahre um das Fest aller Heiligen der König von England, der einen September 1339
großen Zug von Kriegern gesammelt, von seinem Reiche und von Deutschland aus in das Land des Königs von Frankreich, mit ihm zu kämpfen und das Reich aus seinen Händen zu entreißen und dem wahren Erben desselben Reiches, dem Sohne seiner Schwester zurückzugeben.[3]) Denn wiewohl

---

unseren lieben Herren Jesum Christum, den zu bitten und anzerüffen syner Gnaden. Er hatte ihn, meldet die Narratio noch genauer, in der archa Domini (ohne Zweifel Monstranz) bei sich, die dann aber, weil sich „der Lütpriester mit dem helgen Sacrament" zu weit vorgewagt hatte, von den Feinden genommen, von ihnen, wird beigesetzt, wie einst von den Juden in Beschimpfung erniedrigt und wie von Herodes im Gespött verächtlich gemacht wurde. Nach dem errungenen Siege nahmen die Berner die archa Domini wieder aus Feindeshand und brachten sie unter Danksagung und Frohlocken nach Hause zurück.

[1]) Es heißt viaticum. So wurde das Abendmahl auch genannt, wenn es den Kranken und Sterbenden gereicht ward als ein Reisebrod, das auf dem Wege der Wanderung aus der Zeit in die Ewigkeit stärkt und leitet. Die gleiche Bedeutung hatte es bei ausziehenden Kriegern als bei solchen, denen der Weg in den Kampf leicht zum Wege oder zur Wanderung in den Tod werden konnte. Hier gerade ist es von Vitoduran freilich auf die andere Seite gedeutet, daß die Berner auf ihrer Streitbahn unter dem schützenden Sacrament dem Tode widerstanden.

[2]) Das ist das Fest zum Andenken aller derer, welche um des Glaubens willen, zur Verherrlichung der Kirche ihren mühevollen Kampf bestanden oder selbst das Leben zum Opfer gebracht haben. Es wurde von der griechischen Kirche frühe, im 4. Jahrhundert und zwar am Sonntage nach Pfingsten gefeiert, und damals schon war die Zahl der Glaubensdulder so groß, daß sie Chrysostomus in einer Homilie das „Streitheer" der Märtyrer nennt, nicht geringer als die Schaar, welche der Patriarch Jakob gesehen. Die römische Kirche nahm einige Jahrhunderte später das Fest auch in ihren Schooß auf und Bonifacius IV. beging zum ersten Mal im Jahre 610 ein Fest aller Heiligen und Märtyrer in jenem Pantheon Roms, welches, zu einer christlichen Kirche umgewandelt, der hl. Jungfrau und allen Märtyrern geweiht war. Der Papst Gregor III. (gestorben 741) verlegte das Fest auf den 1. November.

[3]) Das ist der Krieg zwischen Eduard III. von England und Philipp VI. von Frankreich. Einmal über die Streitfrage der Thronfolge erhoben, hat er die beiden gewaltigen Reiche ein Jahrhundert lang unter den Waffen erhalten und die englischen Schaaren so oft auf französischen Boden herübergebracht. Was Vitoduran über die verwandtschaftlichen Verhältnisse sagt, ist nicht ganz genau und bedarf etwelcher Berichtigung. Die drei Söhne Philipp des Schönen waren sämmtlich verstorben, ohne dem Reich einen männlichen Erben zu hinterlassen, und insofern war die gerade Linie der Capetinger unterbrochen. Da trat Eduard III. von England auf und erhob seine bestimmten Ansprüche auf Frankreichs Krone. Er als der Sohn einer Tochter Philipp des Schönen, Isabella, als der Enkel einer Schwester desselben, Margaretha, habe von ihnen die unverkennbaren

der König von Frankreich nur Vormund desselben Sohnes war, als dieser noch in den Kindheitsjahren stand, und das Reich für ihn führen und erhalten sollte, bis daß er die gesetzlichen Jahre erreicht hätte, daß er von sich selbst des Reiches Steuerruder lenken könnte, hält er es ihm doch, da er nun das gebührende Alter hat und verlangt, daß ihm das Reich gegeben und zugewiesen werde, verwegen und gewaltthätig zurück und weigert sich, es abzugeben. Dieses Umstandes halber, wie man sagt, fiel der König von England in das Reich des Königs von Frankreich gewaltsam ein und verwüstete es sieben Wochen hindurch mit vielfältigem Brand. Viele Städte belagerte und nahm er ein.[1]) Endlich marschirte der König von Frankreich zur bemeldeten Zeit, nachdem er ein großes Heer gesammelt, um sich gegen ihn zu vertheidigen, wider ihn in unglaublicher Rüstung und stellte sich auf einem Felde, das nicht weit vom Lager des Königs von England ablag, wie Heuschrecken auf, die das Land überdecken. Hier stand der König von Frankreich und soll seinen Heeren streng in Auftrag gegeben haben, daß keines Feindes verschont werde, der überwunden zu werden das Loos habe. Als dies der König von England hörte, befahl er den Seinigen das Gleiche. Hier hatte der König von England, wie ich durch den Bericht derjenigen vernommen habe, welche dabei gewesen waren, 100,000 Mann Fußvolk und 8 ja nach Einigen 12,000 Reisige oder Geharnischte und zwar, was noch weit mehr ist, kriegerische Männer und tapfere und unermüdete Kämpfer. Der König von Frankreich soll aber dreimal mehr gehabt haben, so daß er Drei gegen Einen zu stellen vermochte.

Nachdem diese beiden Könige mehrere Tage einander, indem ein ziemlicher Raum von Land oder

---

Rechte ererbt, das Scepter über das Land seines Großvaters und Großoheims zur Hand zu nehmen. Aber durch ganz Frankreich ging eine andere Meinung. Man wollte auf dem Thron des alten Frankenlandes keinen ausländischen Gebieter und am allerwenigsten von England her. Darum widersetzte man sich von allen Seiten Eduards Ansprüchen und stützte sich auf das salische Gesetz, nach welchem keine weibliche Linie zur Krone je berechtigt hieß, somit auch diejenigen Folgerungen dahinfallen mußten, welche Eduard auf seine weibliche Abstammung gegründet hatte. Die allgemeine Stimme Frankreichs entschied sich für Philipp von Valois, einen Neffen Philipp des Schönen, und Freude faßte die Herzen zu Stadt und Land, daß die Krone Frankreichs doch wieder auf dem Haupte eines Franzosen strahle. Bei diesem Stand der Dinge spielte Eduard den Klugen, erkannte, daß aus seinen Mühen vor der Hand keine Frucht reife, und gab zu der von der Nation getroffenen Wahl in feierlichster Weise seine Beistimmung. Aber in seinem Herzen blieb der benachtheiligte Ehrgeiz nur um so wachsamer auf der Lauer. Gierig wartete er auf die günstigere Stunde, die ihm den Weg zu dem sehnsüchtig erspähten Ziele freier öffne. Unterdessen wurden beide Herrscher auf andern Gebieten, mit andern Leuten beschäftigt, Eduard mit den Schotten, Philipp mit den Flandrern.

[1]) Schon im Jahre 1338 sagte Eduard dem französischen Thron den Krieg an. Vorher hatte er offen den Titel eines Königs von Frankreich angenommen, hatte den fernern Titel eines deutschen Reichsstatthalters bekommen oder eigentlich erkauft, und hatte von seinem Schwager, dem Kaiser Ludwig, bei dessen bekannter Feindschaft gegen Philipp, die Zusage einer Unterstützung im Kriege mit Frankreich erhalten. Auf solche Namen und Aussichten vertrauend erschien er dann im Jahre 1339 vor Cambray, Departement Nord. Aber vier vergebliche Wochen brachte er um das Städtchen zu, verließ es und zog weiter vorwärts, ohne von seinem Einfall in Frankreichs schöne Gefilde bis dahin einen bessern Erfolg als Spuren der Verwüstung vor und hinter sich zu haben. Die beiden feindlichen Heere kamen, was Vitoduran unten richtig bemerkt, in ziemliche Nähe zu einander, und ebenso wahr ist seine Angabe, daß die französische Truppenmacht viel größer war als die englische.

Wasser dazwischenlag, gegenüber gestanden und der König von England mit der ganzen Herzenslust des Kampfes Wettstreit gewünscht und vom feindlichen Könige alles Ernstes verlangt hatte, aber nicht erlangen konnte, zog er mit seinem vom Hunger ungemein gepeinigten Heere bittern Gemüthes ab. Der König von Frankreich nämlich gab, wie die Rede ausgeht, in Worten wohl vor, er werde den Streit mit dem König von England eingehen, widersprach aber im Herzen, weil er von seinem Sterndeuter die Antwort erhalten hatte, er werde dem Tode nicht entgehen, wenn er in den Krieg in eigener Person sich einzulassen versuche. Darob stutzte er und wagte mit dem Feinde nicht in den Kampf zu treten, sondern gab sich davon nur den Schein durch die Aufstellung seiner Geschwader und zog den Gegner mit diesem Ausweichen blendender Weise auf,[1]) bis die Feinde, durch des Hungers Drangsale,[2]) da die Nahrungsmittel fehlten, entkräftet, den Krieg fallen ließen und heimkehrten. Wenn eben dem König von England des Unterhaltes Bedürfnisse nicht gefehlt hätten, so wäre er vom angefangenen Werke, das

---

[1]) Obschon Philipp mit seinem ganzen Reichsheer ins Feld gezogen war, vermied er vorsichtig und sorgfältig eine Schlacht, zwar kaum aus dem von unserm Chronisten genannten Grunde, weil ihn die Warnung seines Sterndeuters davon abgeschreckt hatte. Es war vielmehr ein berechnetes Verfahren, den Gegner in diesen täuschenden Wendungen und Winkelzügen aufzuhalten und zu ermüden, indem er wohl wußte, daß derselbe seinen finanziellen Verhältnissen gemäß dieses kostspielige Kriegstheater nicht lange zu unterhalten vermöge. Philipp hatte sich damit nicht geirrt und Eduard mußte, jedenfalls schwächer und ärmer geworden als er gekommen, aus dem stolz betretenen Frankreich so zu sagen unverrichteter Sache wieder heimkehren.

[2]) Es war nicht sowohl speziell der Hunger als der Geldmangel überhaupt, der den Fortschritt in Eduards Plan und Gang lähmte und löste. Der König litt an einem unächten Ehrgeiz, der ihm theuer zu stehen kam und ihm Schulden auf Schulden häufte. Bald kaufte er um ungeheure Summen nichtssagende Titel, bald machte er mit nutzlos ausgeworfenen Hülfsgeldern bei gewissen Herren den großmüthigen Wohlthäter. So spendete er den niederländischen und rheinischen Fürsten, dem Dauphin von Vienne, dem Grafen von Genf, und selbst unter die Admiräle und Großen des Königs von Sizilien flossen Sendungen englischen Geldes. Die Genueser bestach er mit reichlichem Gold dazu, daß sie ihm versprechen mußten, dem französischen König die Kriegsflotte nicht zu liefern, die Philipp von ihnen zu miethen suchte und die er von ihnen zuletzt doch noch bekam. Und für jenen leeren Namen, Reichsstatthalter der Niederlande, Reichsvicar des Kaisers zu heißen, was schon an sich einen tollen Klang hatte, entrichtete er dem eigenen Schwager, dem deutschen Kaiser Ludwig, der sich auf Geld und Geldhändel bekanntlich auch nicht übel verstand, 80,000 Goldgulden mit der Verpflichtung, in Bälde noch 220,000 folgen zu lassen. Die deutschen Vasallen und Bischöfe merkten es sich sehr wohl, daß sie nun einen so guten Reichsstatthalter hätten. Auf die schmutzigste Weise saugten sie aus diesem Titel ihre Vortheile und meinten, für jeden Federzug, mit dem sie den „Reichsstatthalter" in einen Brief oder eine Verhandlung setzten, ein Extra-Taggeld fordern zu dürfen. Die theure Würde war Eduarden feierlichst zu Koblenz übertragen worden, wo Ludwig die Zusammenkunft mit ihm zu einem unerhörten Fest geworden sah. Hier hatte Englands Fürst ein solches Blendwerk zauberhafter Ueppigkeit, einen solchen Prachtschmuck funkelnder Kostbarkeiten entfaltet, daß Aller Augen an ihm hingen, Aller Zungen von ihm sprachen, und Ludwig von Koblenz wegging voll Aergers, daß ihn Eduard mit seinem englischen Glanz verdunkelt und ihn überhaupt „nicht genug" geachtet habe! Kein Wunder, wenn das englische Büdget trotz der drückenden Steuern immer auf Null stand! Ein Ehrgeiz, der sich mit solchen Dingen speist, die auf dem Markt gekauft werden, ist immer ein Verschwender und leert die Kassen. Wie ganz anders, wenn einer edeln Seele Flamme an höhern Verdiensten, an Tugend, Wissenschaft, Bildung, Kunst, Tapferkeit, Aufopferung genährt wird! Welch ein umgekehrtes Verhältniß, ja welch ein unvergleichlicher Unterschied: dort viel Schein und große Rechnung, aber wenig Gehalt und keinen Segen; hier einfaches Wesen und ungeschminkte That, aber bleibenden Werth und blühende Frucht!

er unvollendet verlassen mußte, keineswegs abgestanden. Indeß gab er, um die Wahrheit zu gestehen, den begonnen Krieg nicht preis, sondern schob ihn nur bis zum künftigen Sommer auf, so daß er dann wieder Kräfte schöpft, um das eingeleitete Werk zu vollenden, und in gewaltiger Macht zurückkehrt.[1])

Von diesem König von England wird eine ausgezeichnete und des steten Andenkens der Menschen würdige That erzählt. Als er nämlich eines Tages an einer Kirche vorüberging und nicht nach seiner sonst gewohnten Sitte von seinem Pferde stieg und Gott andächtig dort anbetete und er von einem in seinen Kriegsdiensten stehenden, vor allen aus Vertrauten gefragt wurde, warum er hier seine gute Gewohnheit aufgegeben habe, antwortete er: weil der Gast d. h. der Leib des Herrn in jenem Tempel nicht vorhanden sei, deshalb habe er die gewohnte Ehrenbezeugung unterlassen. Ueber des Königs Antwort verwundert eilt jener, um die Wahrheit der Sache zu erspüren, still ins Haus des Pfarrers und verlangt, daß von demselben jemanden aus dem Gesinde des Königs von England, der gefährlich krank sei, das Abendmahl gegeben werde. Als dieser mit eines Eides Bekräftigung, die vom Ritter abgenöthigt war, antwortete, das Sacrament werde gegenwärtig in der Kirche nicht gehalten und das wäre seit vielen vergangenen Tagen nicht vorgekommen, wenn aber ein so großes Bedürfniß auf dem Kranken liege, so wolle er es, wenn es beliebe, aus der nächsten Pfarrkirche holen, da stellte sich der Ritter, als ob er für das hl. Sacrament des Leibes des Herrn in eigener Person zu dieser Kirche gehen wolle, um dadurch den Grund seiner Nachforschung zu verdecken. Er erfuhr nun unmittelbar, daß es so sei, wie der König früher im Wort angegeben hatte, und er glaubte fürderhin seiner Weißagung und offenbarte die wundersame Heiligkeit desselben Andern.

---

[1]) Das Präsens ist zu beachten. Der Chronist schreibt noch während es geschieht. Der König war heimgegangen und hatte die Nation um neue Kräfte angesprochen. Willig öffnete sie wieder die Hand und reichte jedes Opfer, das ihres Königs und ihr eigener Ruhm verlangte. Ein frisches Heer und eine gewaltige Flotte kamen ganz nach dem Worte unserer Chronik „bis zum künftigen Sommer" in Bewegung. Da besann sich auch Philipp keinen Augenblick länger, holte jene gemiethete Genueserflotte herbei, schloß ihr normannische Schiffe an und stellte sie rings an der flandrischen Küste auf, um die englischen Segel, wenn sie herangezogen kämen, von vornherein wegzufangen. Allein diesmal war die Verrechnung auf Seiten Philipps. Die beiden Flotten stießen im Juni 1340 bei Sluis in den Niederlanden, Provinz Zeeland, zusammen und lieferten einander eine blutige Schlacht, aus welcher sich die Franzosen völlig geschlagen mit großem Verlust an Mannschaft und Schiffen heimwandten, obschon sie auch hier der englischen Streitmacht um das vierfache überlegen gewesen seien. Da, bei Sluis, zuerst, heißt es, habe England allerwärts das ahnende Grauen geweckt, es werde einst auf der schreckhaften Schlachtenbahn der ungewissen Wellen den gewissen Sieg und Ruhm andern Nationen abgewinnen und ihnen den Muth mindern, sich mit ihm in das Spiel der entfesselten Stürme, in die Meeresschaukel der gähnenden Todesfluth hinauszuwagen! — Um so weniger gelang darauf Eduards Feldzug zu Lande. Derselbe war auf die französische Stadt Tournay, jetzt in Hennegau — Belgien, gerichtet, von deren Einnahme sich Eduard viel versprochen hatte. Aber es war wieder eine langweilige und nutzlose Belagerung, es fehlte dem König wieder an Geld und sonstiger Unterstützung, kurz es ging wie bei Cambray. So war es ihm eine erwünschte Handreichung, als ihm die verwittwete Gräfin Johanna von Hennegau, Gemahlin des im Jahre 1337 verstorbenen Grafen Wilhelm, den Vorschlag machte, zwischen den streitenden Gegnern einen Waffenstillstand zu vermitteln. Sie war Eduards Schwiegermutter und Philipps Schwester, somit nach beiden Seiten innig verpflichtet und deshalb die am besten befähigte Person zu einem Werke des Friedens, das sie dann auch wenigstens auf drei Jahre zu Stande brachte.

198stes Stück.

Johannes, Vitoduranus, 1300-1348

Die Chronik des Minderbruders Johannes von Winterthur

Bd.: 3

Winterthur [1861]

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11129124-8